

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Dilettanten. Novelle von Ludwig Habicht. (Schluß.) — Zuleika. Von Gabriel Max. — Zur Silberhochzeit des deutschen Kronprinzen-Paares (mit Abbildungen). — Nimi's Pavagei. Skizze von G. Hermstein. — Umzug. Von A. Roedel. — Mosaik. — Die Mode. — Eingegangene Novitäten vom Büchermarkt. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 13. — Quadrat-Räthsel. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgaben Nr. 11 und 12, des Quadrat-Räthsel, sowie des Rebus Seite 80. — Correspondenz. — Zur Frühjahrs-Zeit.

Dilettanten.

Novelle von Ludwig Habicht.

(Schluß.)

Schon am andern Morgen, als die beiden Herren allein einen Spaziergang unternahmen — die Commerzienrätthin hatte schon gestern erklärt, daß sie und ihre Töchter für heut auf einen größern Ausflug verzichten würden — theilte der Professor seine Entdeckungen dem Baron mit. „Ach, Sie wollen mich nur necken,“ entgegnete dieser lachend. „Hildegard ist gar nicht musikalisch, sie ist viel zu frisch und gesund, um ihre kostbare Zeit für solche Kлимпereien zu opfern.“

„Sie muß sogar ihrer Kunst viel Zeit geopfert haben, denn sie spielt mit großer Virtuosität,“ bemerkte Kirchner.

„Nun, wenn die Musik ihrem frischen, fröhlichen Geist so wenig geschadet hat, dann, denke ich, kann sie weiter dilettiren,“ sagte Arnfels nach einigem Sinnen.

„Sie äußerten aber doch so entschieden gerade Ihre Abneigung gegen alle musikalischen Damen,“ meinte Kirchner verwundert, der kaum begreifen konnte, daß der Baron seine Nachricht so kühl aufnahm.

„Es ist ja richtig, ich habe eine tiefe Abneigung gegen schlechte Musik; aber wenn Sie sagen, daß Hildegard beinahe eine Virtuosa sei, dann —“

„Und wenn Ihnen Fräulein Samsberg mit ihrem Spiel geschmolzenes Blei in die Ohren gösse, Sie würden ihr dennoch alles verzeihen,“ unterbrach ihn der Professor lachend.

„Sie haben Recht, ich würde ihr alles verzeihen!“ rief der junge Baron und seine Augen leuchteten. „Sie ist das herrlichste Geschöpf der Erde.“

„Trotzdem sie Piano spielt,“ entgegnete Kirchner.

„Trotzdem sie Piano spielt,“ wiederholte Arnfels in glücklichster Laune. „Und würde es Ihnen nicht ebenfalls so gehen, Professor? Wenn das Mädchen, das Sie leidenschaftlich liebten, sich plötzlich als dilettirende Malerin oder Bildhauerin entpuppte, Sie würden all Ihren Widerwillen gegen solch Dilettantenthum vergessen und der Angebeteten Ihre Hand reichen, obwol an ihren schönen Fingern etwas Farbe klebt?“

„Nimmermehr!“ rief Kirchner heftig aus. „Mich trennen Sirius-

weiten von jeder farbentkerenden oder bildhauernden Dilettantin.“

Die beiden Freunde hatten gestern bei Tische von der Tropfsteinhöhle gesprochen, die sich hinter dem Kapuzinerkloster befindet und die eine der köstlichsten und malerischsten Beduten der Erde bildet und unwillkürlich heut ihre Schritte dahin gerichtet. Als sie um die nächste Felsenecke bogen, sahen sie ein junges Mädchen in einem Winkel hockend, eifrig über ein Stizzenbuch gebückt. Der breite Strohhut verdeckte ihr Antlitz; bei der Annäherung der Fremden erhob sie den

Kopf und der Professor blickte sprachlos und keines Wortes mächtig in die dunklen Sterne Ermengild's, die sie ernst und ruhig auf ihn gerichtet hielt, ohne über dies plötzliche Zusammentreffen die mindeste Befangenheit zu verrathen.

Nur der Baron sprach seine Freude aus, sie hier zu finden, während seine Augen heimlich umher spähten, ob er nicht die Schwester entdecken könne. Kirchner dagegen vermochte seine grenzenlose Bestürzung nicht zu verbergen; er hatte so eben wieder seinem tiefen Hass gegen alles Dilettantenthum Lust gemacht und diejenige, die seinem Herzen bereits unendlich theuer war, gehörte der ihm so schrecklich erscheinenden Gilde an. Erst gestern war von ihm absichtlich die sträfliche Sucht der auf Kunstgebieten herumspüshenden Damen berührt worden, Ermengild hatte dazu geschwiegen und jetzt fand er sie mit Stifz und Stizzenbuch in der Hand.

„Dürfen wir bewundern, was Sie sich da als Andenken an Amalfi mitnehmen wollen?“ fragte der Baron.

„Sie werden wenig sehen; aber Sie hatten Recht, mich auf diesen Punkt aufmerksam zu machen, das Landschaftsbild, das uns hier geboten wird, ist wirklich so wunderbar, daß ich es auch in Farben ausführen will,“ entgegnete Ermengild, und jetzt ruhten ihre Augen noch ernster und fester auf dem Antlitz des Professors, als wollte sie sagen: „mich härrnt Dein fürchtbarer Haß sehr wenig.“

„Und wo ist Ihr Fräulein Schwester?“ rückte der Baron mit der directen Frage heraus, da er Hildegard noch immer nicht entdecken konnte. „Dder haben Sie sich allein hierher gewagt?“

„Die Herren versicherten mir ja, daß man dies unbedingt thun könne,“ entgegnete Ermengild unbefangen; „während ich hier reines Papier besetzte, hämmert Hildegard auf dem Piano herum, weil sie den tröstlichen Gedanken hat, daß sie in diesem Augenblick Niemand stört. Wir Schwestern sind leider Beide mit dilettantischen Neigungen behaftet,“ setzte sie hinzu und ein sarkastisches Lächeln umspielte ihre feinen Lippen.

Hatte sie damals sein Wort aufgefangen, oder benutzte sie es aus Zufall? — Der sonst so redgewandte Professor gerieth in grenzenlose Verwirrung und wußte nichts zu entgegnen. Sein Herz wurde von den widerstreitendsten Empfindungen heimgesucht. Wenn ihn Ermengild's ganzes Wesen und Erscheinung noch nicht gefesselt hätte, so wäre es in diesem Augen-



Zuleika. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

blicke gesehen, — etwas von jener mädchenhaften Schelmerei kam bei ihr zum Vorschein, die tief unter ihrem finsternen Ernst geschlummert hatte und ihre geistvollen Züge noch mehr belebte. Trotzdem gewann das alte Vorurtheil die Oberhand; er konnte dem lieblichen, anmuthigen Geschöpf nicht verzeihen, daß es sich in die Reihen jener pinselnden Frauenzimmer gemischt hatte, die ihre kostbare Zeit vertrödeln, unter dem Vorwande, einer edeln Kunst zu huldigen, und an seiner Unterlippe nagend, starrte er finster vor sich hin. Als er Ermengild plötzlich eifrig zeichnend antraf, überkam es ihn wie eine Erstarrung; er vermochte kaum, seinen höflichen Gruß hervorzubringen.

Der Baron mußte die Unterhaltung allein weiter führen, die bald ins Stocken gerieth, denn Kirchner schwieg hartnäckig und gab sich den Anschein, als habe er die Versuche Ermengild's nicht weiter bemerkt; er schien auch nicht geneigt, ihnen die geringste Beachtung zu schenken. Er küßte seinen Hut und schritt mit einer stummen, aber tiefen Verbeugung an ihr vorüber; der Baron folgte ihm, nachdem er Ermengild in der freundlichsten und herzlichsten Weise zugerufen hatte: „Also auf baldiges Wiedersehen!“

Bald waren sie wieder um die nächste Felsenacke verschwunden und Ermengild wollte sich von Neuem eifrig über ihre unterbrochene Arbeit bücken, aber sie sah plötzlich nichts mehr, — heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen und verdunkelten ihren Blick, der Zeichenstift fiel ihr aus der zitternden Hand. Sie schlug das Skizzenbuch zu, faltete die Hände übereinander und schaute mit feuchten Augen auf die sonnenbeglänzte Landschaft, über die plötzlich ein dunkler Schleier gebreitet schien.

Wol hatten die Schwestern von der Abneigung der beiden jungen Männer gegen alles Dilettantenthum gehört, noch eh sie dieselben gesehen, aber sie waren Beide davon nicht erschreckt worden, im Gegentheil hatte ihnen diese heimlich gewonnene Kenntniß viel Vergnügen bereitet. Man war ja nur wenige Tage mit den wunderlichen Herren zusammen und brauchte sie nicht erst damit bekannt zu machen, daß sie hier auf Persönlichkeiten gestoßen, die ihnen so widerwärtig waren. Deshalb hatte Hildegard im Gespräch mit dem Baron ebenso sorgfältig alles Musikalische vermieden, wie Ermengild in der Unterhaltung mit dem Professor ihre Vertrautheit mit der Malerei verschwiegen hatte. Nach dem gestrigen Ausfluge hielten die Schwestern es für angemessen, mit den schlümmigen Eigenschaften offen hervorzutreten, die sie in den Augen der beiden Herren haben mußten. War es jenen wirklich ernst mit ihren Anschauungen, dann blieb es das Beste, wenn ihre Wege sich so rasch wie möglich wieder trennten, denn Hildegard sowol wie ihre jüngere Schwester konnten sich das Interesse nicht verhehlen, das ihre Begleiter für sie an den Tag legten. Ermengild war es gewesen, die halb scherzend, halb ernsthaft gesagt: „Wir müssen Farbe bekennen,“ und Hildegard hatte ihr lachend zugestimmt. Die Schwestern hatten die Abneigung der Herren gegen Dilettantinnen nicht für so unergründlich gehalten, daß nicht die Liebe darüber hätte eine Brücke schlagen können. Beide vermochten sich schon jetzt nicht über die Gefühle zu täuschen, die ihnen diese beiden Männer eingeflößt, wie flüchtig sie auch dieselben kennen gelernt hatten.

Und jetzt war für Ermengild alles aus; sie wußte, daß der Mann, dem ihr Herz sich zugewandt, sich von einem häßlichen Vorurtheile beherrschen ließ, das stärker war, als er selbst. Ja, sie trennte Siriusweiten, er hatte es selbst gesagt, und nun wußte sie auch, wie tief sie bereits denjenigen liebte, der ihr als das Ideal eines Mannes erschienen und der sich jetzt kalt und höhnisch von ihr abwandte, weil sie in Ausübung einer Kunst ein stilles Glück gesucht hatte. Sie durfte ihm dieses Glück nur opfern und der Abgrund war vielleicht überbrückt. Nein, niemals! schrie es in ihr auf und ihr mädchenhafter Stolz und Troß regte sich heftig in ihr. Er soll mir von jetzt ab so gleichgiltig sein, wie ich ihm.

Auch der Professor setzte nicht gerade in rosenfarbener Stimmung seine Wanderung fort; vergeblich suchte ihn der Baron in ein Gespräch zu ziehen, auf die Schönheit der Gegend aufmerksam zu machen, die all ihren südländlichen Zauber vor ihnen entfaltete. Kirchner gab nur einsilbige Antworten und verfiel zuletzt völlig in Schweigen. Arnfels mußte es aufgeben, den sonst so lebhaften und mittheilsamen Gelehrten zum Sprechen zu bringen. Jeder hing seinen Gedanken nach, und so trat man den Heimweg an. Als beide zu der Stelle kamen, wo Ermengild gezeichnet hatte, war sie verlassen. Der Professor lief noch einmal seine Blicke über den Felsblock hinwegschweifen, hinter dem sie gesessen, als könne er sich damit ihr Bild zurückrufen und etwas wie ein Seufzer kam über seine Lippen, dann stieß er plötzlich ein kurzes Lachen aus und sich zu seinem Begleiter wendend, begann er mit einer Stimme, die nur zu deutlich seine innere Aufregung verrieth: „Ist es nicht drollig, daß sich die beiden Damen plötzlich als Anhängerinnen jener Künste enthüllen, die uns das weibliche Geschlecht ganz besonders unsympathisch machen?“

„Ich habe mich mit Hildegard's musikalischen Neigungen schon ausgehöhnt,“ entgegnete der Baron offenerherzig.

„Das ist rasch gegangen!“ rief Kirchner spottend. „Sie haben mir doch immer gesagt, daß jede Musiknarrin Sie in die Flucht schlagen könne.“

„Jede Musiknarrin!“ wiederholte der Baron mit Betonung. „Hildegard ist keine.“

„Wer sichert Ihnen das? Wenn sie nun den ganzen Tag an ihrem Instrumente sitzt?“

„Dann werde ich ihr andächtig zuhören,“ entgegnete Arnfels ruhig.

Der Professor sprach kein Wort weiter; er piffte nur leise vor sich hin, für den Baron ein Zeichen, daß die üble Laune seines Begleiters sich nach irgend einer Seite Luft machen wollte, und wirklich war Kirchner in einer so bitteren, feindseligen Stimmung, daß er an sich halten mußte, um mit seinem lebenswürdigen, gutmüthigen Gesellschafter nicht in ernstem Wortwechsel zu gerathen. Er war zum ersten Mal mit sich, mit aller Welt unzufrieden und hätte am liebsten irgend eine Tollheit begehen mögen, um sich nur ein wenig Luft zu machen. In tiefstem Schweigen legten beide den Rest des Weges zurück und man sagte sich kürzer und kälter als sonst Lebewol.

Auch beim Frühstück und Abends beim Diner hatte der Professor seine frühere gute Laune nicht wiedergefunden. Der Baron war um so heiterer und suchte durch größere Lebhaftigkeit die durch Kirchner's Schweigsamkeit entstandene Lücke auszufüllen, und selbst Ermengild betheiligte sich so unbefangen an der Unterhaltung, als falle ihr die Verstimmung des Gelehrten nicht weiter auf.

Ah, er war ihr völlig gleichgiltig, sie bewies es ja deutlich, und das Herz des Professors fühlte dies Benehmen wie eine tiefe Kränkung, während sein Verstand sich doch sagen mußte, daß er alles gethan, um diese Gleichgiltigkeit zu verdrängen. Er war fest entschlossen, ihr mit derselben Münze zurückzuzahlen, und während sein Gesicht den kältesten Ausdruck annahm, lauschte er in höchster Spannung auf jedes ihrer Worte und sog den Klang ihrer senoren Stimme ein wie die lieblichste Musik. Immer wieder ertappte er sich dabei, daß er unwillkürlich seine Augen auf sie richten wollte, dann that er sich heimlich Gewalt an, und wie er auch sich Mühe gab, Ermengild nicht anzublicken, ihre seine, vornehme Gestalt sah er beständig vor sich, und sie erschien ihm desto verlockender, je mehr er sich von ihr getrennt wußte. Wol saßen sie sich gegenüber; sie hätten sich in jedem Augenblick die Hände reichen können, aber er hatte es ja gesagt: er war jetzt um Siriusweiten von ihr getrennt. Bald nach dem Essen empfahl sich heut Kirchner, auch die Engländerinnen zogen sich wie gewöhnlich zurück.

„Was beginnen wir heute?“ fragte die Commerzienrätthin und blickte etwas verlegen auf den Baron. Ihre Töchter hatten ihr am ersten Abend lachend von der wunderlichen Abneigung der jungen Männer erzählt, die sie während ihres Verweilens auf dem Dache des Klosters erlauscht. Sie hatten alle drei anfangs viel darüber gelacht, und jetzt merkte die Mutter doch, daß diese Abneigung sehr störend zu werden schien. Der Professor wenigstens faßte die Sache recht ernsthaft auf und aus dem lebenswürdigen, angenehmen Gesellschafter war plötzlich ein ganz ungenießbarer Mensch geworden. Ermengild hatte ihr nicht verschwiegen, daß sie absichtlich mit ihrer Zeichenmappe zum Kloster der Capuccini gehen wolle, um sich dem gelehrten Herrn in den Weg zu stellen, und daß ihr dies gelungen sei, bewies sein jetziges Benehmen, obwohl ihre Tochter kein Wort weiter über dies Zusammentreffen gesprochen hatte.

Hildegard dagegen hatte schon gestern den Baron mit ihrem musikalischen Talent bekannt machen wollen; leider war an dessen Stelle der Professor erschienen und sie hatte erklärt, daß sie heut dafür den Baron überraschen werde. Die Commerzienrätthin sah der Entwicklung der Sache nicht mit völliger Ruhe und Unbefangenheit entgegen — in dem Mutterherzen hatten sich schon Hoffnungen geregt. Der junge Baron war ein ganz prächtiger Mensch und zeigte deutlich, daß er sich für Hildegard lebhaft interessirte. Warum sollte nicht der Zufall hier ein glückliches Paar zusammengeführt haben? Und auch der Professor gefiel ihr sehr gut und wäre ihr als Schwiegersohn willkommen gewesen. Ach, das schöne Traumgewebe, das so leicht eine Mutter für ihre Töchter spinnet, drohte schon im Entstehen wieder zu zerreißen.

„Wollen Sie nicht etwas Klavier spielen?“ wandte sich der Baron muthig an Hildegard, denn er konnte nicht den Augenblick erwarten, ihr darzulegen, wie sein häßliches Vorurtheil bereits zerstoßen sei. Aus den spitzen Worten Ermengild's hatte er auch gleich entnommen, daß die jungen Damen sein Gespräch mit dem Freunde an jenem Abend belauscht haben mußten und die Entgegnung Hildegard's ließ ihn vollends daran nicht mehr zweifeln. „Können Sie im Ernst verlangen, daß ich Musik freveln und durch dies feindselige Geräusch empfindliche Ohren beleidigen soll, die dagegen ganz schutzlos sind?“ und das junge Mädchen sah ihm dabei forschend ins Antlitz, das jetzt von einer verlegenen Rötthe bedeckt wurde.

„Nur gegen das Mißhandeln irgend eines Instrumentes möchte ich meine Gehörorgane schützen können,“ suchte sich

Arnfels zu vertheidigen. „Gute Musik dagegen ist mir ein wahrer Hochgenuß.“

„Ich gehöre eben zu den Uebelthäterinnen, die Sie fürchten,“ sagte Hildegard lächelnd.

„Nein, nein!“ rief der Baron lebhaft aus. „Der Professor hat mir schon Ihr Spiel gerühmt.“

„Ah, das ist sehr lebenswürdig von dem grimmigen Feinde alles Dilettantenthums!“ erwiderte Hildegard. „Sie wollen also wirklich Musik hören?“ fuhr sie lachend fort. „Ihre Strafe wird Sie erreichen,“ und ohne seine Antwort abzuwarten, setzte sie sich an das Instrument. Um ihn auf eine recht harte Probe zu stellen, wählte sie absichtlich eine Beethoven'sche Symphonie. Anfangs schweiften noch zuweilen ihre Blicke über den Baron, der an ihre Seite getreten war, hinweg, als wolle sie die Wirkung ihres musikalischen Attentats beobachten, aber allmählig vertiefte sie sich völlig in ihr Spiel und vergaß darüber die Außenwelt. Sie war plötzlich eine ganz andere; der heitere, übermüthige Ausdruck aus ihrem Gesicht verschwand und machte einer fast feierlichen Stimmung Platz. Eine Verklärung schien plötzlich auf ihren sonst so frischen Zügen zu ruhen. Unwillkürlich wurde Arnfels an Raphael's heilige Cäcilie erinnert, die er in Bologna bewundert. Das war nicht mehr das heitere, harmlose Mädchen, das mit ihm bisher gelacht und gescherzt hatte, das war in der That eine für ihre Kunst begeisterte Virtuosa, die sich in eine herrliche Melodienwelt versenkte.

Der Baron blieb regungslos an Hildegard's Seite stehen und selbst, als sie geendigt hatte, gab er kein Zeichen des Beifalls; er sagte nur nach einer Weile leise und tief ergriffen: „Sie würden durch Ihr Spiel auch den erbittertesten Musikfreund bekehren, und ich war das nie.“

„Nie?“ wiederholte Hildegard und sah ihn zweifelnd und neckisch an. Ihre feierliche, gehobene Stimmung war völlig verschwunden, ihre Seele bereits wieder in die profane Wirklichkeit zurückgekehrt.

„Ich betheure es Ihnen, mein Haß hat sich nur immer auf Diejenigen gerichtet, die hartnäckig und schonungslos Musik treiben, während sie nicht die mindeste Begabung dafür haben, aber Ihrem Spiel könnte ich tagelang lauschen, ohne zu ermüden.“

„Wirklich?“

„Es ist die Wahrheit!“ versicherte der Baron, und sich zu Hildegard tiefer herabbeugend und ihr mit einer Zärtlichkeit in die Augen blickend, die mehr als alle Worte verriethen, fuhr er in größter Erregung fort: „Ja, ich wäre glücklich, wenn ich Ihr herrliches Spiel immer hören könnte, wenn diese schönen Hände nur für mich dem Instrument die süßesten Töne entlocken wollten —“ und als Hildegard nicht aufsaß, sondern wie erschrocken ihre Hände von den Tasten nahm, die sie noch hatte darauf ruhen lassen, setzte er eifrig hinzu: „Hildegard, wollen Sie mein werden? Sie wissen es bereits, ich liebe Sie wahrhaftig und innig, und wie flüchtig auch unsere Bekanntschaft war, sie hat dennoch hingereicht, unsere Herzen auf ewig zu verbinden. Oder täusche ich mich? Bin ich Ihnen gleichgiltig geblieben, während ich —“

Eine tiefe Rötthe bedeckte Hildegard's Antlitz, ihr Athem ging rascher, aber sie erhob jetzt das schöne Haupt und sah ihm voll und innig ins Antlitz. „Warum sollte ich leugnen, was ich für Sie empfinde? Ich bin immer wahr und ehrlich gegen mich und Andere gewesen.“ Sie hatte sich von ihrem Sitze erhoben und ihre Augen ruhten mit einem Ausdruck der innigsten Hingabe, der ihn über ihre Gefühle nicht länger in Zweifel ließ, auf dem geliebten Manne.

„O Hildegard! wie namenlos glücklich machen Sie mich!“ rief Arnfels in tiefster Bewegung aus und ergriff ihre Rechte, die er an sein stürmisch klopfendes Herz drückte.

Das Antlitz des jungen Mädchens strahlte! Hildegard hätte aufjauchzen mögen vor innerer Seligkeit und zu gleicher Zeit quoll doch ein perlschimmerndes Lachen über die blühenden Lippen, und sich plötzlich mit leuchtendem Antlitz zu ihrer Mutter und ihrer Schwester wendend, sagte sie mit dem alten glücklichen Uebermuth: „Mama, er ist bekehrt!“

Die Commerzienrätthin hatte eine weibliche Arbeit zur Hand genommen und ebenso wenig wie ihre jüngste Tochter die Beiden am Klavier beachtet. Ermengild blätterte in dem alten Fremdenbuche; wol sprach sie kein Wort während des Spieles ihrer Schwester, aber sie schien ebenso wenig darauf zu hören, wie in dem Buch zu lesen; ihre Gedanken mochten wo anders weilen und das feine, geistvolle Gesicht erhielt einen immer ernstern und schwermüthigern Ausdruck. Aus ihrem träben Sinnen wurde sie durch die Worte der Schwester aufgeschreckt. Ach, sie gönnte ihr aus vollstem Herzen alles Glück und doch kam es ihr zu gleicher Zeit schmerzlicher denn je zum Bewußtsein, wie unglücklich sie selber war.

Der Frau Samsberg fiel jetzt nur die Rolle zu, die jede Mutter mit großem Vergnügen übernimmt, zu der Herzenswahl ihrer Tochter „Ja und Amen“ zu sagen. Ging doch ein freiherrlicher Schwiegersohn über ihre Wünsche hinaus, und Arnfels war noch dazu ein hübscher, stattlicher Mann, er hatte die angenehmsten Manieren und sein ganzes Wesen machte den besten Eindruck. Wenn sie sich nicht sehr

täuschte, so war er ein ehrenwerther, zuverlässiger Charakter und er schien auch in geordneten Vermögensverhältnissen zu leben. Mehr forderte die Commerzienrätin nicht von dem künftigen Gatten ihrer Tochter; sie war reich genug, um ihr ein standesgemäßes Dasein zu sichern, selbst wenn der Baron nicht über bedeutende Mittel zu verfügen haben sollte. Auch hierüber wurde sie beruhigt, Arnfels erklärte ihr im Laufe der Unterhaltung, daß er völlig selbständig und jetzt auf Reisen gegangen sei, um einige Jahre noch sich selber zu leben und dann erst auf seine Besetzung an der Ostsee zurückkehren wolle, die er bis dahin verpachtet habe. Er lud die künftige Schwägerin schon jetzt zu einem Besuche auf seinem väterlichen Erbe ein, wo sie auch anregende Motive zu Landschaftsbildern finden würde. „Freilich fehlt unserm Lande der Glanz und die Farbenfülle des Südens, dafür ist es unsere Heimath,“ setzte er hinzu und Ermengild gab ihm lächelnd Recht. Sie raffte sich zu einer Heiterkeit auf, die nur der Scharfblick der Mutter als gezwungen erkannte.

Am andern Morgen vermochte der Baron den Augenblick kaum zu erwarten, wo er die frohe Kunde seiner Verlobung dem Professor mittheilen konnte, und zu seiner Ueberaschung erfuhr er, daß derselbe schon in aller Frühe verreist sei — „nach Pästum“ — wie der Kellner sagte. „Auf immer?“ fragte Arnfels hastig. „Nein, er beabsichtigt heute Abend zurückzukehren, aber morgen nach Rom abzureisen.“ Als er den Damen diese Nachricht hinterbrachte, sprachen nur seine Braut und die Commerzienrätin ihr Bedauern aus, Ermengild verhielt sich ganz still und blieb auch im Laufe des Tages ziemlich schweigsam, und wenn sie wirklich einmal sich an der Unterhaltung beteiligte, dann geschah es mit einer übertriebenen Lustigkeit, der selbst Arnfels jetzt anmerkte, daß sie nur ein Uebertönen des schmerzlich erregten Innern war.

Wie unendlich glücklich auch die beiden Liebenden waren und wie selbstständig auch der erste Gefühlsrausch junger Herzen macht, — als die Verlobten nach dem Diner Arm in Arm im Kreuzgang auf und ab wandelten, glücklich plaudernd und von der Zukunft träumend, lenkten doch ihre Gedanken auch zu Ermengild zurück, der ein ganz anderes Loos zu Theil geworden.

„Ach, mir fällt es zuweilen schwer aufs Herz, daß wir so glücklich sind,“ rief Hildegard aus, „während meine arme Schwester“ — sie stockte und mochte nun doch nicht den Nachsatz gleich vollenden.

„Sie liebt den Professor wahrhaft.“

„Ja, sie liebt ihn,“ sagte Hildegard, mit jener Offenheit, die sie nun einmal nicht verleugnen konnte. „Gestern Abend kam sie noch einmal an mein Bett, als ich schon halb eingeschlafen war, sie umarmte mich zärtlich und sagte mir, wie glücklich sie sei, daß ich Denjenigen gefunden, in dessen Hände ich vertrauensvoll mein Geschick legen könne, und während sie sprach, rollten ihr die Thränen aus den Augen.“

„Und Du? fragte ich. „Nun, ich will mich an dem Sonnenschein erwärmen, der Dir durch das Herz flutet,“ war ihre Antwort, und jetzt konnte sie nicht länger an sich halten und umarmte mich schluchzend. Du liebst den Professor? fragte ich. „Duale mich nicht!“ gab sie mir zurück, „und sorge Dich auch nicht um mich, ich werde es schon überwinden, obwohl ich nie gedacht hätte, daß wenige Tage hinreichen könnten, einen Frühling in meinem Herzen zu wecken und — zu zerstören.“

„Arme Ermengild!“ sagte der Baron leise, der mit lebhaftester Theilnahme der Erzählung seiner Braut gelauscht hatte. „Das alberne Vorurtheil des Professors ist an allem schuld.“

„Hattest Du es nicht auch?“ fragte Hildegard und erhob schelmisch drohend den Finger.

„Aber ich habe es rasch von mir abgestreift, das mußt Du mir zugestehen,“ suchte sich Arnfels zu vertheidigen, „und ich hoffe —“

„Nein, nein, ich hoffe nicht. Die meisten Menschen verbrennen sich so gern in irgend eine Anschauung, und oft sehr kluge Männer sind unvernünftig genug, ehe ihr Lebensglück zu zertrümmern, als ein lang gehätschtes Vorurtheil aufzugeben.“

„Da sagst Du mir ja gar keine Schmeichelei!“ rief der Baron lachend. „Ich bin also nicht sehr klug?“

„Ah, Du warst der Klügste, weil Du rasch damit brachst,“ entgegnete sie, in sein Lachen einstimmend, und da kein Lauscher in der Nähe war, so schloß er sie an sein Herz und ihre Lippen vereinigten sich in einem beseligenden Kusse.

Der Professor war nach Pästum so plötzlich aufgebrochen, weil er am ehesten hoffte, durch diesen Ausflug sein stürmisch erregtes Herz zur Ruhe zu bringen. Dort unter den alten Tempelhallen, wo ein Stück Griechenland vor ihm lebendig wurde, konnte er vielleicht Vergessenheit finden. Und er mußte vergessen. Und gab es wol etwas, das leichter vergessen lehrte, als diese Fahrt von Amalfi nach Salerno? Kaum eine andere Straße der Welt vermag dem Auge Entzückenderes zu bieten, als hier vor den berauschten Blicken im beständigen Wechsel und dennoch in immer überraschender Schönheit aufgerollt wird. An der einen Seite eine Felsenkette, übergrünt und überwuchert von Kastanien und Orangenbäumen, die immer wieder

den Blick in lachende, blühende Thäler öffnen, und an der andern Seite das blaue Meer, das seine glänzenden Wogen oft dicht bis zur Fahrstraße wälzt. In einem einzigen zarten, wunderbar leuchtenden Blau schien die ganze Landschaft ertrunken. Himmel und Erde vereinigten sich in dem weiten, unermesslichen Raume, und wenn in der Ferne eine Barke die Fluth durchsurchte, dann schien es, als ob ein Vogel sich in den Lüften wiegte.

Wie würde der Professor zu andern Zeiten die herrlichen, entzückenden Bilder in sich eingefogen haben, die ihm die Fahrt im bunten Wechsel bot! Sein Auge schweifte wol über die im hellsten Sonnenschein funkelnde Gegend hinweg, aber er wurde davon nicht wie sonst belebt und erfreut; immer wieder lehnte er sich müde und mißmuthig in die Ecke des Wagens zurück und überließ sich einem dumpfen Hinbrüten, das ihm desto unbehaglicher ward, weil er vergeblich dagegen anzukämpfen suchte. Von Salerno ab erhielt ohnehin die ganze Landschaft einen andern Charakter; sie verlor ihren malerischen Reiz und ihre phantastischen Formen, der Weg zog sich durch eine Ebene, die nur dann und wann durch weidende Büffelherden belebt wurde.

Endlich hatte Rirschner sein Ziel erreicht, der Ceres-tempel tauchte vor ihm auf und weiterhin zeigten sich selbst aus der Ferne schon, überraschend ein Stück griechischen Lebens vor die Seele zaubernd, der wolverhaltene Reptunstempel und die Basilika. Hier endlich war es, als ob sein Geist die alte Spannkraft wiedergewonnen hätte. Mit leuchtenden Augen durchwanderte der Professor die mächtigen, säulengestützten Hallen, und alles persönliche Leid, aller vergänglich Schmerz fiel von ihm ab, die fernsten Jahrhunderte rauchten an ihm vorüber und weckten in ihm so mächtige Akkorde, daß er darüber die Gegenwart vergaß. . . Er hatte Recht gehabt, sich hierher zu flüchten, diese prächtigen Ueberreste aus einer großen Zeit waren am ehesten geeignet, alles Leid in ihm zum Schweigen zu bringen, mußten doch diese in tiefer Vergeßsamkeit ruhenden Tempel auf Jeden den überwältigendsten Eindruck machen. Hier ist alles einfache Größe und Erhabenheit, und dem Professor war es, als müßte eben ein Priester die Tempelstufen hinansteigen, während das Volk ihm andächtig in die braunrothen, sonnen-durchglühten, steinernen Hallen folgte.

„Ah, die Griechen verstanden es, mit den einfachsten Mitteln die höchste Wirkung zu erzielen,“ dachte Rirschner, während er langsam in dem Tempel auf und nieder wandelte. „Wie viel ernster und feierlicher mußten diese Tempel ein Volk stimmen, das sie betrat und doch auch wieder freie und große Gedanken in die Seele senken!“ Für ihn wurde ein längst abgeblähter Traum wieder Wirklichkeit.

Nun trat der Professor wieder hinaus auf den freien Platz; mächtige Steinquadern lagen in dem hohen Grase, einzelne abgebrochene Trümmerreste ringsum . . . überall das Schweigen des Grabes. Das war die Wirklichkeit. So lag auch sein Glück in Trümmern. Unwillkürlich lenkten seine Gedanken wieder auf sein eigenes Geschick zurück — und er hatte es sich selbst zertrümmert. . . Die Erinnerung an Ermengild verließ ihn nicht. Er wußte es auch, daß sein Gefühl für sie stark genug war, um selbst sein lang gehegtes Vorurtheil zu besiegen; aber selbst wenn ihm dies gelang, was war ihm damit geholfen? Er hatte sich durch seine entschiedene Erklärung den Weg zu ihrem Herzen auf immer verlegt, sein übereiltes Wort lag wie ein unübersteiglicher Abgrund zwischen ihnen; ja sie trennte in Wirklichkeit — Siriusweiten.

Auch auf der Rückfahrt verfiel der Professor bald wieder in seine gedrückte Stimmung; er kam sehr spät in Amalfi an und noch mitten in der Nacht packte er seine Sachen, um schon in aller Frühe gerüstet zu sein. Er wollte so zeitig abreisen, daß er mit den Damen nicht mehr zusammentraf und für die Baronin in einem Billet Abschied nehmen, das auch von der Commerzienrätin und ihre Tochter ein Wort des Lebewols enthalten sollte.

Trotzdem Rirschner die Nacht beinahe schlaflos zugebracht hatte, erhob er sich zur bestimmten Stunde. Die Leute trugen sein Gepäck zu dem bereit stehenden Wagen hinab und der Professor verließ jetzt, fröstelnd und niedergedrückt, die ihm lieb gewordene Zelle, um dem alten Kloster Valet zu sagen, in dem er gehofft, noch viel fröhliche gute Stunden zu verleben. Er kam sich wie ein Schiffsbrüchiger vor, der sich mit seiner geringen Habe auf eine wüste Insel zu retten sucht — die blühende, lachende Welt lag hinter ihm.

„Professor, können Sie wirklich so heimlich fortschleichen, ohne alles Lebewol?“ ließ sich plötzlich die ihm bekannte Stimme des Barons vernehmen, als er eben langsam über den Kreuzgang hinweg und der Treppe zuschritt.

„D nein! ich habe Ihnen mein schriftliches Lebewol zurückgelassen,“ war die verlegene Antwort des Kunsthistorikers, dem es unlieb war, mit Arnfels noch einmal zusammentreffen. Was hatte den Baron nur so zeitig herausgetrieben? Er liebte es doch sonst nicht, zu so früher Stunde aufzustehen.

„Ach, so kühl und förmlich scheidet man nicht von guten Freunden, und sind wir die nicht geworden?“ und aus den

offenen, ehrlichen Augen des Barons sprach es deutlich, daß es bei ihm nicht eine leere Redensart sei. „Nur weil ich von Ihrer Flucht erfuhr, habe ich mich heute so ungewöhnlich zeitig erhoben. Gestatten Sie mir wenigstens, daß ich Sie an den Wagen begleite,“ und ohne die Antwort des Andern abzuwarten, wanderte er an seiner Seite die vielen steinernen Stufen hinab.

Rirschner wollte sogleich in den Wagen steigen und mit einem letzten Händedruck von dem Baron Abschied nehmen, aber dieser hielt ihn zurück: „Gönnen Sie mir noch einige Minuten. Sie kommen noch zurecht. Lassen Sie uns auf der Straße auf und ab wandern.“ Arnfels nahm den Bögern unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

„Nun gestehen Sie mir, was treibt Sie so plötzlich hinweg?“ begann der Baron sogleich. „Es gefiel Ihnen ja hier so außerordentlich und Sie wollten mir wenigstens noch vierzehn Tage Gesellschaft leisten,“ und als Rirschner nicht gleich antwortete, setzte er lächelnd hinzu: „oder hat dieses wunderbare Paradies mit einem Schläge all seinen Zauber verloren?“ und er zeigte auf das blaue Meer, aus dem so eben die Sonne in voller Strahlenglorie emportauchte und tausend goldne Funken über die wie im Morgenschlummer ruhende stille Fluth warf.

„Ich will nach Rom, um dort meine Studien fortzusetzen,“ entgegnete der Professor ausweichend. „Wie schön es auch hier ist, ich darf mich doch nicht länger dem doleo far niente überlassen.“

„Jeder Geist will einmal ausruhen und Sie dürfen sich dies süße Nichtsthun schon noch ein wenig gönnen.“

Der Professor zuckte nur die Achseln, während Arnfels diesen stummen Einwurf nicht weiter beachtete und lebhaft fortfuhr. „Ich hatte mich so recht gefreut, mit Ihnen noch viel fröhliche Stunden zu verleben und jetzt besonders — ach, ich vergaß Ihnen bisher zu sagen, was Sie überraschen wird. Wünschen Sie mir Glück, lieber Freund — ich bin mit Hildegard verlobt.“

Der Professor blieb einen Augenblick stehen; die Nachricht, obwohl er sie eigentlich hätte erwarten können, kam ihm in der That überraschend. Der Baron hatte also kurz entschlossen sein Glück geschmiedet, während er, — er hatte Mühe sich zu einigen theilnahmsvollen Worten aufzuraffen.

„Ich weiß, daß Sie mir wahrhaft freundschaftlich gesinnt sind, aber Sie dürfen auch bei mir dieselbe Gesinnung voraussetzen, und so hoffe ich, werden Sie es mir nicht als Zudringlichkeit auslegen, wenn ich Sie fragen möchte, ob Sie nicht meinem Beispiel folgen und ein lang gehegtes Vorurtheil eben so rasch entschließen wie ich über Bord werfen wollen?“

Rirschner zuckte zusammen, wie ein Kranker, der an einer leidenden Stelle sehr unangenehm berührt wird. „Herr Baron,“ presste er abwehrend hervor und er schien nicht übel Lust zu haben, die Unterhaltung schnell abzubrechen, denn er machte auf der Stelle Kehrt und griff an seinen Hut, als wolle er von seinem Begleiter rasch Abschied nehmen.

Arnfels ließ sich durch dies Benehmen nicht stören; er fuhr ohne Weiteres fort. „Seien Sie ehrlich, Professor, lieben Sie Ermengild?“

Der Gelehrte konnte den Sohn der Rheinlande nicht verleugnen, er war eine offene Natur, und wenn ein Druck auf seiner Seele ruhte, dann empfand er die Sehnsucht, sich auf irgend eine Weise davon zu befreien, und wie ihn auch die Gewissensfrage anfangs etwas überraschte, er griff er doch gern die gebotene Gelegenheit, sein ohnehin so übervolles Herz ein wenig zu entlasten. „Ja, ich liebe sie,“ sagte er nach kurzem Bögern, „und ich bin namenlos unglücklich. Vergeblich suche ich gegen den Sturm der Gefühle anzukämpfen, der durch meine Brust tobt, er ist stärker als ich.“

„Was hindert Sie dann, um die Liebe meiner Schwägerin zu werben?“

„Ich kann es nicht, und wenn ich es auch wollte, was würde es mir helfen?“ entgegnete der Professor kleinlaut. „Ich habe mich mit meinem alten Vorurtheil zu tief verannt und kann nicht mehr zurück.“

„Es haben schon die bedeutendsten Geister mit den eingewurzeltsten Anschauungen gebrochen, wenn sie von einer wahren, tiefen Liebe beherrscht wurden.“

„Ich würde vielleicht auch damit fertig werden, obwohl ich mich nicht zu den bedeutendsten Geistern zählen darf, aber Ermengild ist unglücklicher Weise zweimal Zeugin gewesen, wie ich meinem tiefen Hass gegen alles Dilettantenthum lebhaft Lust gemacht habe, und diese Worte allein haben genügt, zwischen uns einen unübersteiglichen Abgrund zu öffnen. Wie könnte ich jetzt vor sie hintreten und sagen: „Ich liebe Dich trotz alledem, werde mein Weib, uns trennen nicht Siriusweiten, wie ich prahlend sagte, sondern unsere Herzen sind auf ewig vereint, ich habe keine andere Sehnsucht und keinen andern Gedanken, als Dich zu besitzen!“ Würde sie nicht über meine so plötzliche Sinneswandlung lachen, und hätte sie nicht ein Recht dazu?“ —

Die beiden Freunde waren während dieser Unterhaltung wieder bei dem alten Kloster angelangt. Der Professor hatte in seiner tiefen leidenschaftlichen Erregung die letzten Worte

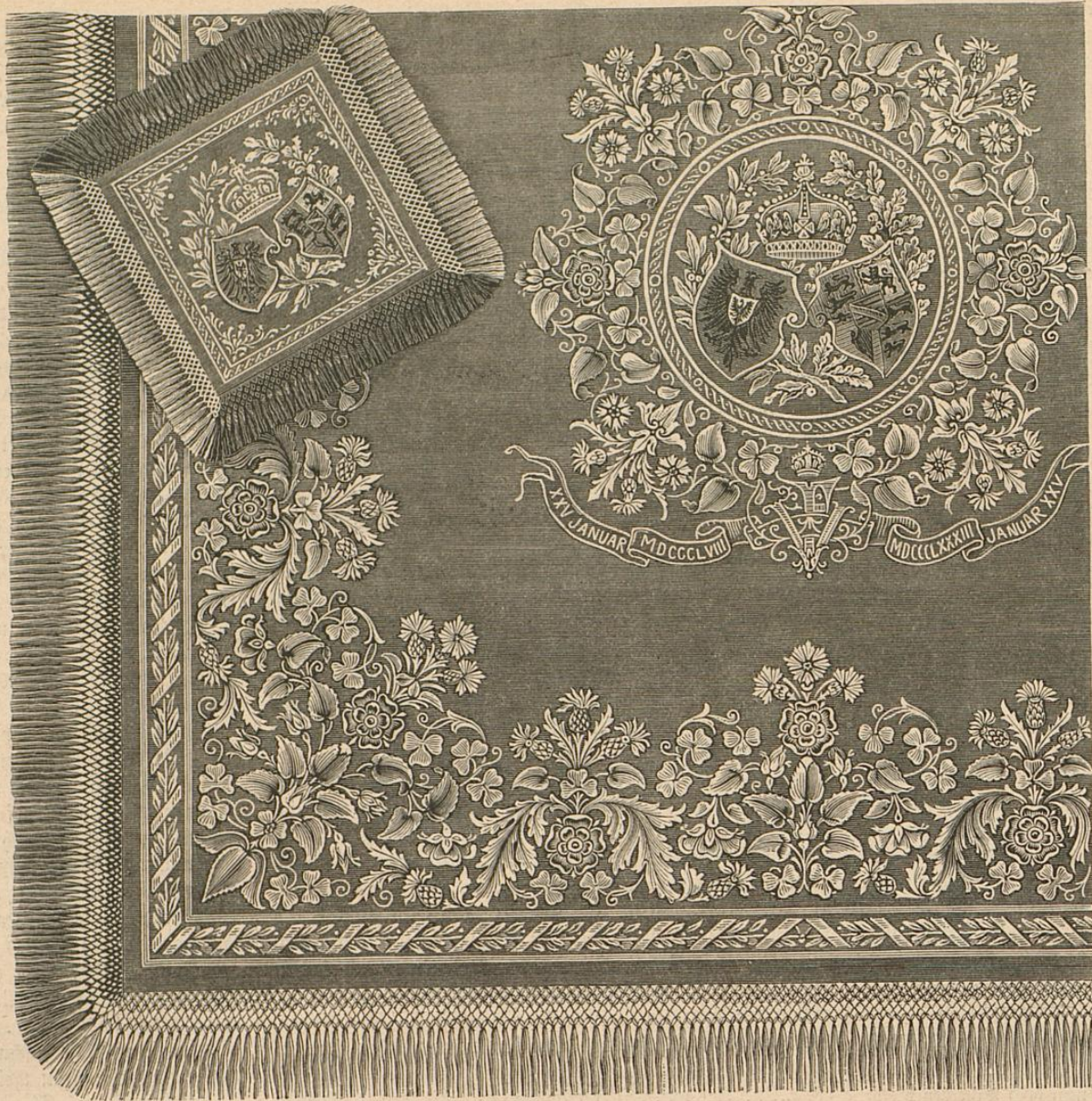
sehr laut gesprochen, wußte er doch, daß der in der Nähe haltende italienische Kutscher sie nicht verstehen konnte.

Die Blicke des Barons schweiften wie zufällig über das alte Gebäude hinweg und er grüßte artig hinauf; der Professor folgte ihm rasch mit den Augen und er sah noch einen lieblichen Mädchenskopf vom Fenster verschwinden, das sich leise schloß. So flüchtig auch ihre Erscheinung war, er hatte sie doch erkannt — es war Ermengild. Sie mußte ihn gehört haben, und der sonst so aufgeweckte, lebenslustige Mann war völlig fassungslös. Was nun?! Er hatte sich damit gnadenlos in ihre Hände gegeben, in die Hände eines jungen, schwer getränkten Mädchens, das ihm jetzt die ihr zugefügte Abneigung zehnfach zurückzahlen konnte. Er war in seiner Bestürzung und Aufregung keines Wortes mächtig und hatte nur den einen Gedanken, sich durch seine rasche Abreise allem Gespött zu entziehen. Wochte die Siegerin ihn nunmehr verachten, er hörte es wenigstens nicht mehr; er brauchte nicht mehr ihr triumphirendes Lächeln zu fürchten, mit dem sie auf den Ueberwundenen herabsah. . . Ohne weiteres Besinnen eilte er auf den Wagen zu und dem Baron flüchtig die Hand reichend, sprang er rasch, eh' ihn dieser hindern konnte, hinein. „Fort, Kutscher!“ befahl er dem Manne auf dem Boche.

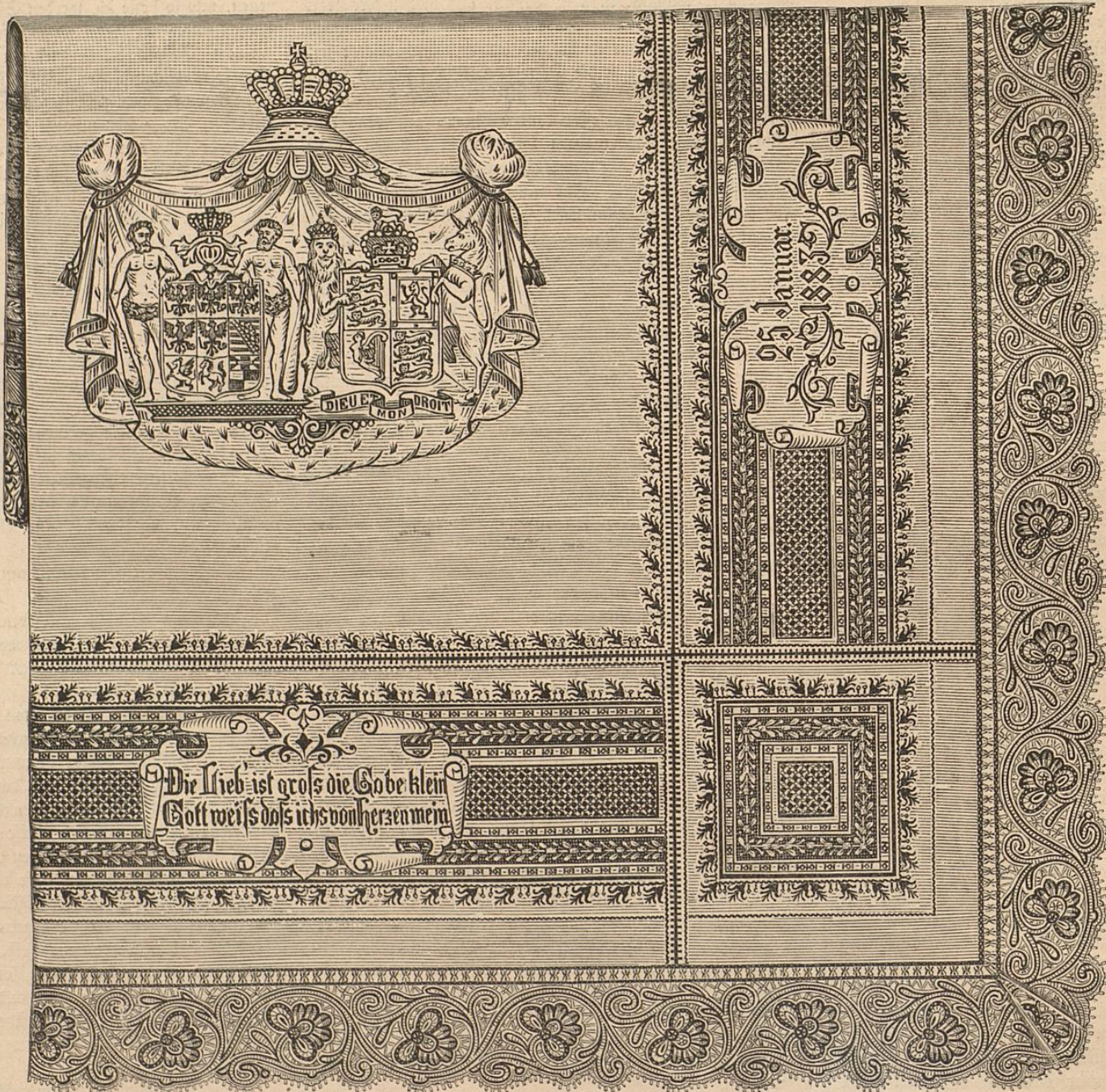
„Halt!“ rief Arnfelds. „Noch ein Wort, lieber Freund. Wie, wenn nun Ermengild Sie ebenfalls liebte und Sie mit Ihrer übereilten Flucht nicht nur Ihrem eigenen, sondern auch einem theuren Herzen die unheilbarste Wunde schlugen?“

Kirchner schüttelte ungläubig den Kopf. „Täuschen Sie mich nicht. Ich weiß, es ist unmöglich und alles zu spät! — Leben Sie wol!“ und er gab den Kutscher, der sich fragend nach ihm umsah, einen Wink, daß er jetzt sein Gefährt in Bewegung setzen möge.

Da ließ sich von der Treppe des Klosters eine Stimme vernehmen. „Wollen Sie wirklich fort — und ohne Lebewol!“ Kirchner blickte, keines Wortes mächtig, in die Höhe. Es war Ermengild, die in ihrem hellen Morgenkleide wie ein lieblich Götterbild da stand. Mit einem Satz war der Professor aus dem Wagen; er flog die Stufen hinauf und im nächsten Augenblick ruhte das herrliche, angebetete Mädchen selig lächelnd an seiner Brust. . . „Der



Theegedeck. Aus der Fabrik von F. B. Grünfeld, in Landeshut i. S.



Tischdecke, gefertigt von den Zöglingen der Auerbach'schen Waisen-Erziehungsanstalt. Zur Silberhochzeit des deutschen Kronprinzlichen Paares.

Herr wird heut noch nicht abreisen,“ wandte sich der Baron zum Kutscher, der mit der raschen Fassungsgabe des Italiens den räthselhaften Vorgang schnell zu begreifen schien und mit schlaudem Lächeln von seinem Boche herunterstieg.

„Kannst Du mir verzeihen, Ermengild?“ fragte der Professor und blickte ihr tief in die strahlenden Augen.

„Alles, geliebter Mann! und wenn Du willst, so verzichte ich auf meine Kunst, obwohl sie mich bisher so glücklich gemacht hat.“

„Nein, Du sollst sie weiter treiben, mir und Dir zur Freude. Was ich vorhin sagte, ist Wahrheit — uns trennen keine Siriusweiten, in unsern Herzen ruht ein und derselbe Himmel. . .“

„Der nie wieder daraus verschwinden soll, nicht wahr?“

„Nie!“ — Sie haben Wort gehalten, die Glücklichen. Sowol die Ehe des Barons wie die des Kunstgelehrten war voll Frieden und Sonnenschein, trotzdem die Gefährtinnen ihres Lebens Dilettanten waren und blieben.

Seine Freunde lächelten wol zuweilen über den Professor, der aus dem Saulus ein Paulus geworden und der die Gemälde seiner Gattin aufrichtig bewunderte, aber man begriff auch, wie der Besitz dieser schönen lebenswürdigen Frau in ihm diese große Wandlung hervorgebracht hatte. Sie gab ihm, trotzdem sie auf ihren vielen Reisen fleißig Stift und Pinsel führte, zu allen Zeiten Licht und Leben.

Mimi's Papagei.
Von G. Hermstein.

Mimi nannte ich sie zuweilen, obwohl — nein, weil es mich jedesmal zornig aus ihren dunklen Augen anblühte, wenn ich ihren Babynamen aussprach. Ich erinnere mich noch deutlich des Eindrucks, den sie mir gemacht, als ich sie das erste Mal erblickte, — ich war damals ein strebsamer Quintaner von zehn Jahren, und sie feierte ihren ersten Geburtstag. Weshalb ich sie nicht früher zu Gesicht bekommen, weiß ich nicht; vielleicht auch hatte ich nicht auf sie geachtet, jedenfalls aber frapirte mich an jenem Tage der Anblick des ganz in Mull und Spitzen gehüllten Kindes ganz außerordentlich. Lächelnd streckte ich ihm den Finger hin, und lächelnd umspannte es denselben mit seinen winzigen Händchen, steckte ihn lächelnd in den Mund und biß lächelnd mit seinen ersten vier Zähnen hinein, daß das Blut heraussprang. Das war meine erste Bekanntschaft mit Weiblichkeit.

Mein Freund Martin Kurik wollte sich todt lachen über



Umzug. Nach dem Gemälde von H. Koeftel.

den „possirlichen Einfall“ seiner kleinen Schwester, ich aber wischte schweigend das Blut mit dem Taschentuche ab, und tief hinein in mein Herz senkte sich dabei ein Groll gegen das ewig Weibliche. Uebrigens verlor ich die kleine Mimi schnell aus den Augen: mein Vater wurde in eine andere Stadt versetzt und mich interessirten bald Tacitus und Cicero mehr als bissige Mädchen.

Erst nach acht Jahren, als ich mein Abiturientenexamen gemacht, besuchte ich einmal wieder meinen Jugendfreund und erneuerte bei dieser Gelegenheit meine Bekanntschaft mit seiner Schwester. Martin erzählte ihr, noch in der Erinnerung amüsirt, ihr damaliges Debüt. Mimi aber erklärte heftig, das sei nicht wahr, so schlecht könne sie nie gewesen sein, machte ihrem Bruder eine Scene nach allen Regeln der Kunst (dem das Talent hierzu scheint allen Frauen angeboren) und lief, als mein Freund darauf bestand, sie solle für jene verzährt Unart jetzt abtöten, weinend aus dem Zimmer, indem sie nur noch zurief: lieber würde sie mich noch einmal in die Hand beißen, als daß sie um Verzeihung bäte. — Von diesem Tage an sah mich ihr allerliebste Kindergesichtchen nur noch von der Seite an, und als ich sie bei meiner Abreise zwingen wollte, mir einen Kuß zu geben, rettete sie sich mit Geistesgegenwart dadurch vor meiner Zärtlichkeit, daß sie mir eine ellenlange Zunge entgegenstreckte, welcher Verzweiflungsaft mir so imponirte, daß ich sie eine Sekunde losließ, wobei sie entwichte.

Wieder verging eine Reihe von Jahren, ohne daß ich Mimi sah. Ihr Bruder studirte, wie ich, Jura, lebte in unserer Familie und trieb gleich mir alle jene nützlichen und bildenden Beschäftigungen, womit Studenten ihre Zeit auszufüllen pflegen, als da sind: Fechten und Trinken, Spazierengehen und vor allem das Abriechen des als *conditio sine qua non* angeschafften großen Hundes Cäsar. Durch welchen unbewußten Kunstgriff wir beide das Referendarenexamen bestanden, während unsere „Studien“-Genossen in rührender Einmüthigkeit durchfielen, habe ich bis heute noch nicht herausgebracht, genug, das Wunder begab sich, und eines Tages fanden wir uns sogar als wolbestallte Referendare und angehende Assessoren in eben jener Stadt wieder, wo Mimi vor etwa siebzehn Jahren die ersten Betrachtungen über Weibersinn in mir erweckt hatte. Selbstredend wohnte Martin wieder bei seinen Eltern, ich aber fand durch einen sonderbaren Zufall ein bequemes Logis gerade vis-à-vis von Mimi's Douboir, ein Umstand, der meinen häuslichen Arbeiten nicht immer förderlich war.

Mein kleines Gegenüber nämlich — denn klein und zierlich war sie noch immer — besaß einen Papagei, den sie zärtlich liebte und dessen Bauer und die Stange mit dem Ringe, an welchem er seine interessanten Evolutionen auszuführen pflegte, sich gerade am Fenster befanden. Jedesmal wenn er eine besonders groteske Bewegung gemacht hatte, sprang Mimi von ihrem Stuhle auf und küßte unter Lachen und Liebkosungen seinen hornigen Schnabel. Das reizte mich. Denn Jacques — so hieß der Papagei — war das heimtückischste, abscheulichste Thier, das je einen Fremden durch unmotivirte und heftige Angriffe in Angelegenheiten brachte, wobei ihm die Freiheit, deren er bei seiner Herrin genoß, weiten Spielraum ließ. Von seiner Stange führten hölzerne Sprossen bis zum Fußboden herab; so oft nun seine schwarze Seele das Bedürfnis empfand, einen Menschen zu ärgern, kletterte er vorsichtig hinunter, trottete schwerfällig aber leise in das Wohnzimmer nebenan, dessen Thür meistens offen stand, und hakte den Ahnungslosen in den Stiefel, und zwar mit einer Gründlichkeit, die gewöhnlich nichts zu wünschen übrig ließ. Wehe dem, welcher auf diese Begrüßung hin dem unwillkürlichen Wunsche, den Papagei mit seinem Stiefel noch näher bekannt zu machen, nachgegeben hätte — Mimi's Gunst wäre ihm für ewig verloren gewesen. Man durfte höchstens ein wenig abrücken und mit einem Stocke, oder was sonst zur Hand war, den Vogel sanft abwehren, bis Mimi die Gewogenheit hatte, ihn unter zärtlichen Lockworten auf ihre Hand steigen zu lassen und ihn unter den drolligsten und süßesten Schmeichelnamen und Liebkosungen wieder auf seine Stange zu setzen. Anzusehen, mit welchem Behagen das unausstehliche Thier seinen grünen, mit einem gelben Federkrönchen geschmückten Kopf an Mimi's zarter Wange rieb oder seinen ungeheueren Schnabel an ihrer linken Hand wegte, und wie er ihre Rechte dabei mit seinen scharfen Krallen gramlos zerriß, ging mir zuweilen über meine Kräfte. Aber das nahm sie ihm durchaus nicht übel, — mich dagegen, als ich ihr einmal bei einem freundschaftlichen Händedrucke ihren Ring ein wenig in den Finger eingezwängt hatte, würdigte sie eine Woche hindurch keines Blickes, obwohl man den folgenden Morgen schon nichts mehr von der Verletzung sah, während die Klauen des Papageis noch Tage lang Spuren hinterließen.

Vielleicht wäre mein Haß gegen Jacques weniger glühend gewesen, wenn sie ihn von ihrem Vater oder Bruder erhalten hätte. Aber er war das Geschenk eines interessanten Schiffs-

arztes, der mit Mimi's Eltern befreundet war und den Vogel „seiner kleinen Maria“ (sie bestand darauf, daß ihr Name dreiförmig ausgesprochen werde) eigens aus Brasilien mitgebracht hatte. Selbstverständlich schwärmte Mimi für den weitgereiften „Dntel“, sammelte sorgfältig die Briefe, welche er an ihre Eltern schrieb und worin nie ein Gruß für „seine“ Maria fehlte, und baute im Verein mit Jacques Luftschlöffer, wie sie den Dntel auf seinen Reisen begleiten wollte. Diese Dialoge mit ihrem Lieblinge, der über eine ansehnliche Zahl von Sähen verfügte, waren sehr ergötzlich. Ich hörte sie häufig, ohne daß Mimi es wußte, weil Martin, aus Interesse für eine von Mimi's Freundinnen, eine Art primitiven Telephons aus dem Zimmer seiner Schwester in das seinige angebracht hatte, von dessen Existenz sie nicht entfernt etwas ahnte.

„Jacques!“ begann sie einmal, „es ist wieder ein Brief vom Dntel angekommen.“

„Alles schon da gewesen!“ antwortete der Vogel.

„Denke Dir, er reist jetzt nach Australien, und von da will er zu uns kommen. O Jacques, süßer kleiner Liebling, diese Freude! Dann begleiten wir ihn nach Brasilien und Du siehst alle Deine Freunde und Verwandten wieder.“

„O Maria, o Maria!“

„Und dann heirathe ich den Dntel und wir bleiben drüben. Warum sollen wir uns immerfort über deutsche Kleinstädterei ärgern, Jacques?“

„Gut, gut!“

„... und unsere Lieblinge von unleidlichen vis-à-vis quälen lassen?“

„Bewahre.“

„Aber der Abschied wird uns schwer fallen, meinst Du nicht, Liebchen?“

„Bewahre, bewahre!“

„Pfiu, Jacques! Du hast ein leichtsinniges Gemüth, wenn Du so redest. Ich glaube, ich würde weinen.“

„Du bist verrückt, mein Kind!“ piff der Papagei. (Das hatte ihn Martin gelehrt, als Mimi ein Paar Wochen verreist gewesen.)

Mimi mußte lachen, dann seufzte sie tief. „Ach, Jacques!“

begann sie wieder, „ich fürchte, Martin und Franz (das bin ich) haben unsern Charakter sehr verdorben.“

„Bewahre, bewahre.“ tröstete Jacques.

„Aber er ärgert mich immer“ (welcher von beiden, blieb unentschieden); „da kann ich nicht anders als unfreundlich sein.“

Und bereitet er sich wol auf sein Examen vor, wie er sollte? Sitt er nicht den ganzen Tag am Fenster und sieht auf die Straße? Das that leider Freund Martin auch, und ich erfuhr an diesem Tage nicht mehr, wen eigentlich von uns beiden sie gemeint, weil Mimi aufstand und in das Wohnzimmer ging.

Aber ein anderes Mal hörte ich sie beichten. Der Vogel schien von der Stange herab und an ihr hinaufgeklettert zu sein, was er häufig that, wenn er sich nicht beachtet genug von ihr glaubte.

„Du geliebter, kleiner Schelm, kommst Du, um mich zu trösten?“ sagte Mimi. „Schilt mich ein bisschen, ich bin gestern zu unartig gewesen, Jacques.“

„Alles schon dagewesen,“ meinte aber Jacques nur. „Und er ging im Zorn fort und sagte: ich sei gerade noch so trotzig wie damals, wo ich ihm die Zunge herausgestreckt, nur daß ich dies jetzt nicht physisch, sondern moralisch thue. Ach, nun ist's mir so bitter leid, und o Jacques! er ist so böse auf mich!“

„Tout passe!“ beruhigte Jacques. „Du kleiner Philosoph, der Du alle Weisheit der Welt in Deinem Schnabel führst, Du lebenswürdigster aller Beichtväter, Du Trösterchen!“ rief Mimi, und fast war es mir, als hörte ich Thränen in ihrer Stimme. . . Ich selbst hätte beinahe Thränen in die Augen bekommen, so gerührt war ich, denn diesmal sprach sie bestimmt nur von mir.

Es ist wahr, sie hatte mich den Abend vorher gekränkt, aus kindischem Troste, aus Laune, aus Uebermuth, oder sonst einem der tausend Gründe, aus welchen junge Damen ihre ausgesprochenen Verehrer glauben quälen zu dürfen — aber vergessen war alles, als ich sie so reumüthig ihr Unrecht eingestehen hörte. Freilich nur dem geliebten Jacques; es mir gegenüber zu thun — lieber hätte sie sich die Zunge abgebissen. Wäre jetzt ich der Vogel gewesen, so hätte ich . . . doch nein, ich wage nicht auszubedenken, was ich gethan hätte.

Ich glaubte zu wissen, daß sie mich liebe, und daß ich sie liebe, wußte ich leider nur zu genau. Die Schwierigkeit lag bloß darin, ihr die Nothwendigkeit unserer Verlobung klar zu machen. Denn wenn ich anging, zu ihr von Liebe zu reden, so wurde sie wild, meinte heftig, ich hätte vorläufig an anderes als an solchen Unsinn zu denken (Unsinn nannte sie das!) und kurz und gut, sie verbitte sich, daß ich vor meinem Assessorexamen in dieser Weise zu ihr spreche.

Aber ach, das Examen! Gleich einer dräuenden Gewitterwolke hing es über meinem Haupte. . . ich hörte schon den Donner des überbittlichen Schicksals, sah bereits die Blitze der strafenden Gerechtigkeit, fühlte im voraus die unbarmherzigen Regengüsse des auf mich herabströmenden Spottes, und eben in dem grausam klaren Bewußtsein, daß ich diesmal durchfallen müsse, — denn zweimal hintereinander retten die Götter nicht — suchte ich mir Mimi vor dem Examen zu verloben.

Leser, ich ließ nichts unversucht. Ganz abgesehen von meiner eigenen weitgehenden Kenntniß von Frauenherzen, trachtete ich, mir die Erfahrungen bedeutender Männer zu Nütze zu machen. Ich las das „Galanthomme,“ den „Rathgeber für Liebende,“ die „Kunst der Mimik“ u. s. w., wendete jedes einzelne System dieser weltberühmten Bücher der Reihe nach an, — und doch blieb Mimi's Herz ungerührt wie Marmor und ihre Rosentippen sprachen streng und kalt vom Examen.

Mein einziger Trost war Martin. Er stand etwa in derselben juristischen Wissenstiefe wie ich, schritt aber einher wie ein junger Siegesgott und fand noch Zeit und Lust, dem Papagei den Vers: „Ach wie wär's möglich denn!“ einzulernen. Seine unverwundliche Zuversicht richtete mich auf, wenn ich wieder einmal durch Ahrens' und Stahl's Rechtsphilosophie besonders zu Boden gebeugt war, und wenn er mir gar zurief: „Aber Franz, amice, Du thust wahrhaftig, als würdest wir durchfallen — lächerlicher Mensch!“ so schwoll mein Herz wieder in tröstlicher Hoffnung.

So standen die Dinge, als eines Tages ein ungeheurer Umschwung aller Verhältnisse eintrat. Ich nahm gerade wieder einmal den Nachmittagskaffee bei Mimi's Eltern ein, was in der Woche etwa sieben Mal vorkam, als die Thür sich öffnete und ein Herr erschien, bei dessen Anblick die alten Kurttis wie elektrisirt aufsprangen, Martin ein Freudenerschrei ausstieß und Mimi gleichsam versteinert sitzen blieb und mit ihren herrlichen braunen Augen den Fremden unverwandt anschaute. Noch ehe Jemand seinen Namen ausgesprochen, wußte ich, wen ich vor mir hatte, denn das Herz eines Liebenden ist scharfsichtiger als das Auge des Indianers. . . es war Niemand anders als Dr. Rakhy, der geliebte Onkel Schiffsarzt. Er schüttelte den Eltern und Martin die Hand, und vor Mimi hintretend, sagte er: „Bist Du — sind Sie meine kleine Maria?“

Da schlug sie die Augen nieder, und während ein leuchtendes Roth über ihr Gesichtchen flog, antwortete sie leise: „Ja, aber bitte, nennen Sie mich Du, wie früher.“

Und was that er darauf? Er nahm sie in seine Arme und küßte sie auf die Stirn. Und was that sie? Sie ließ es sich erröthend gefallen. In diesem Augenblicke hätte ich ihn kaltblütig ermorden können und darauf mir in aller Form Rechters das Todesurtheil sprechen.

Wie ich Dr. Rakhy vorgestellt worden, wie ich mein Compliment gemacht und ein paar höfliche Phrasen mit ihm gewechselt, weiß ich nicht; in solchen Momenten zeigt der Mechanismus des sogenannten guten Tones seinen praktischen Werth. Ich fand mich erst wieder, als nach etwa einer halben Stunde der Schiffsarzt plötzlich seine Tasse Kaffee heftig auf den Tisch setzte, mit einer seemännisch kräftigen Verwünschung seinen Stuhl zurückstieß und erschrocken auf den Boden schaute. Vor ihm stand Freund Jacques, die grün und rothen Flügel und die Schwanzfedern weit gespreizt und offenbar im Begriff, eine zweite Attaque auf die Füße des Doctors zu unternehmen. Dieser indeß verstand keinen Spaß; mit einem energischen Schritte beförderte er den Papagei in die nächste Zimmerecke, und hätte sich nicht Mimi schützend vor ihren Liebbling geworfen, so wäre demselben noch eine zweite Lection zu Theil geworden. So aber hob sie den Vogel auf ihre Hand und hielt ihm folgende Strafrede, die sie nur hin und wieder durch Liebholungen und Küsse unterbrach:

„Jacques, Du Dummkopf, bist Du nicht beinahe so unver-

nünftig wie ein Mensch? kränkst den, der Dir die größte Wohlthat Deines Lebens erwiesen hat, indem er Dich einer so vortrefflichen Herrin überantwortete? Weißt Du denn nicht, daß Unant das schwärzeste Laster einer Thierseele ist und daß Du dafür einstens in die siebente Papageienhölle hinabzufahren verdienst? Bedenke das Ende, Du abscheulicher reizender kleiner Beißer Du, gib dem Onkel die Pfote und bitte ab.“

Aber Jacques richtete sich kerngerade in die Höhe, brachte vor Entrüstung über diese Zumuthung anfangs nur einige abgebrochene Töne, die wie Seufzer klangen, heraus und schrie dann wüthend dem Doctor ein paar fremdländische Worte zu, die er als seinen einzigen Sprachschatz nach Europa mitgebracht hatte, und die wir in den seltenen Fällen, wo er sie hören ließ, für Plattbrasilianisch erklärte hatten. Dr. Rakhy blickte unruhig auf, und als er unser aller unbefangenen Gesichtes sah, brach er in ein unbändiges Gelächter aus, bis er sich die Seiten halten mußte. Martin merkte sofort, daß er diesen, uns als Jacques' Kriegsgeschrei bekannten Ruf verstehe, und ersuchte ihn, denselben in sein „geliebtes Deutsch“ zu übertragen. Doch der Arzt erklärte, noch immer lachend, daß die deutsche Sprache nicht prägnant genug erscheine, um so viel Grobheit in so wenig Worte zu fassen und es andererseits schade wäre, diese charakteristische Phrase in sechs Haupt- und ebenso viele Nebensätze auseinander zu reihen; er sage nur so viel, daß es Spanisch sei und daß Jacques diesen Satz nur von den Matrosen während der Ueberfahrt gelernt haben könne.

Mimi war während dieser Verhandlung ängstlich geworden und stand mit ihrem Liebblinge auf, doch vermochte sie kaum, ihn auf seiner Stange zu deponiren, so wüthend hatte er immerwährend nach der Richtung, in welcher der Doctor stand. Von diesem Augenblicke an verspürte ich eine Art freundschaftlicher Hochachtung vor Jacques: es bewies doch Charakter, daß er sich nicht, gleich seiner Herrin, von dem fremden Manne hatte imponiren lassen.

Nun kam es, wie ich beim ersten Anblicke des Doctors in einer Art Clairvoyance vorhergesehen: Mimi hatte nur noch Augen für den „Onkel.“ Da er ihr aus verschiedenen Weltgegenden kleine Andenken mitgebracht, so wollte sie Näheres von den Orten wissen, wo er dieselben gekauft, und sah den ganzen Tag über Bücher und Landkarten gebeugt. War er bei ihren Eltern, lauschte sie mit athemloser Spannung den Erzählungen seiner gewiß oft nur erfundenen Abenteuer. . . und wie es einst dem Mohren gelungen war, das Herz der schönen und vornehmen Venetianerin durch solche Schilderungen zu gewinnen, so glückte es dem Doctor bei Mimi um so eher, als er ein interessantes und ansprechendes Neuwerk besaß, welches bekannlich D'hello abging. Eine Weile sah ich diesen Zustand der Dinge anscheinend geduldig mit an, dann kam ein Tag, wo ich dem stillen Jüngerin und Jammer meines Herzens Ausdruck ließ und Mimi eine Scene machte, die damit endete, daß die junge Dame mich erst verwundert fragte: „Sie träumen wol?“ mich dann sanft an Arme ergriff, an das Fenster zog, und auf mein Zimmer hinüberdeutend, mit gräßlicher Kaltblütigkeit in tantenhaftem Gönnetone sagte: „Gehen Sie dort hinüber, lieber Franz, arbeiten Sie, wie es einem jungen Manne Ihres Alters (!) zukommt, und lassen Sie sich nicht durch Dinge, die Sie nichts angehen (!), von Ihren Examenstudien abziehen.“ Fräulein Maria fügte diesen Worten noch den Hohn hinzu, mir freundschaftlich die Hand zu drücken, im Nebenzimmer piff Jacques: „Ach wie wär's möglich denn!“ und ich wankte aus dem Hause und that einen Eid, dasselbe nie wieder zu betreten, es sei denn als hochmüthiger Assessor, der sich der Gefühle seiner Referendaratszeit nur noch mit mitleidigem Lächeln erinnert.

Und aus Zorn, aus Verzweiflung, aus — was weiß ich! arbeitete ich nun wirklich. Tag und Nacht studirte ich, bald waren mir Ahrens' und Stahl' überwundene Standpunkte, das Jus civile mit allen Raffinements mir so geläufig wie das Cinnamlein; meine Examenarbeit wuchs mit tropischer Fruchtbarkeit nicht nur an Quantität, sondern besonders auch an Qualität, und als ich die Aufforderung erhielt, mich zum Assessorexamen in Berlin einzufinden, reiste ich starken Muthes ab, ohne Mimi seit jener Scene auch nur wieder gesehen zu haben. . . ihren Eltern hatte ich mich schriftlich empfohlen. Natürlich begleitete mich Martin, hoffnungsfreudig und zuversichtlich wie immer, trotzdem er sich — nein wahrhaftig, ich glaube: weil er sich in der letzten Zeit, abgesehen von seiner sehr rasch, „inspirirt“ wie er sagte, geschriebenen Arbeit, genau so wenig um die Juristerei gekümmert als vorher auch. Klugerweise wählte ich in Berlin ein anderes Hôtel zum Logis als er — zu seiner Entrüstung, enthielt mich jeden Vergnügens, jeder Aufregung und stand somit an dem großen Tage meinen Herren Examinatoren mit einer Geistesruhe und Klarheit gegenüber, welche nicht nur ihnen, sondern mir selbst imponirte.

Leser, ich bestand das Examen ebenso glänzend, wie Freund Martin glänzend durchfiel, und mir war, als ich in den kleinen Bahnhof meiner Vaterstadt einfuhr, — Martin war noch in Berlin geblieben, um sich über seine Blamage zu trösten — ungefähr zu Muth wie Alexander dem Großen, als er in Babylon einzog. Kaum in meinem Zimmer angelangt, bog ich mich ostensiv aus dem Fenster, um die Aufmerksamkeit von Mimi zu erregen, welche wie gewöhnlich drüben an ihrem Nähtischchen saß. Sie blickte auf, nickte mir unbefangenen und herzlich zu und machte eine Geste freudiger Gratulation, als sei nichts zwischen uns vorgefallen, — ich antwortete mit einer kühlen Verbeugung und trat vom Fenster zurück. Den nächsten Vormittag machte ich meine „Assessorvifte“ bei Mimi's Eltern, die durch Martin's Schicksal nicht im mindesten überrascht waren, erst, als ich Mimi das Haus hatte verlassen sehen. Dann blieb ich eine Woche lang fern, ohne mich selbst am Fenster blicken zu lassen, doch sah ich durch die Gardine, daß Dr. Rakhy sich jeden Nachmittag bei Kurttis einstellte.

Ich befand mich jetzt in einer Gemüthsverfassung, in welcher Zorn und Liebe, Wuth und Melancholie wunderbarlich mit einander abwechselten. So nahe Mimi's Geburtstag, ich fühlte, daß dieser Tag entscheidend für mich sei, mich entweder mit Mimi versöhnen oder mich auf immer von ihr trennen mußte, konnte mich aber nicht entschließen, ihr zu schreiben oder gar persönlich zu gratuliren. Dagegen sah ich von morgens an hinter der Gardine und beobachtete, was mir dadurch sehr erleichtert wurde, daß der warmen Sommerluft wegen alle Fenster offen standen.

Um elf Uhr kamen, eine nach der anderen, Mimi's Freundinnen, um zwölf Dr. Rakhy mit einem mächtigen Bouquet und einer unerträglich siegesgewissen Miene, für die ich ihn hätte franguliren mögen. Zehn Minuten nach ihm trat noch ein Verehrer Mimi's in das Zimmer, ein junger Chemiker, welchen ich indessen für ungefährlich hielt. In dem Moment, wo dieser Letztere durch seine Gratulation aller Aufmerksamkeit auf sich lenkte, schlüpfte Dr. Rakhy in Mimi's Stube und deponirte auf ihrem Nähtischchen einen Brief, wobei er zu seinem Verhängniß an den Stuhl stieß und diesen an das Tischchen heranrückte, ohne daß er es beachtete; gleich darauf kam er wieder im Wohnzimmer zum Vorschein. Niemand als Jacques hatte sein Experiment bemerkt, dieser aber mit großem Mißbehagen. Er balancirte sich wie toll in seinem Ringe und schrie einmal über das andere, so daß ich es deutlich über die stille Straße herüber hörte: „O Maria, o Maria!“

Es war klar, daß dieser Brief ein Geständniß des Schiffsarztes enthielt. Meine Augen bohrten sich wie festgebaut auf das Papier, das mich mein Lebensglück kosten konnte, und ich hätte Jahre meines Daseins darum gegeben, den Brief für Mimi unsichtbar machen, ihn vernichten oder wenigstens Mimi vorher sprechen zu können. Ich hätte ihr in berebten Worten noch einmal vorstellen wollen, was sie mir gewesen, und daß, bevor jener Fremde gekommen, ihr Herz mir gehört hatte. Sollte ich jetzt hinübergehen? mit gleichgültiger Miene unter den Gästen sitzen und warten, bis sie sich empfohlen hatten, ehe ich mein schweres Herz erleichtern konnte? Es wäre freilich eine fast übermenschlich schwere Aufgabe für mich gewesen, indessen sah ich keinen anderen Ausweg, Mimi am Leben zu verhindern. Da — während ich noch überlegte. . . ein horniger dicker Schnabel neben dem Couvert; ein, zwei Mal zertr er vergebens an dem glatten Papier, dann endlich hat er es aufgespießt und reißt es nun lustig mit sich herum. Und als es ihm aus der Klau gleitet und auf den Boden fällt, läßt sich Jacques schwerfällig an der Stuhllehne, an welcher er emporgelommen, wieder hinab und setzt unten seine Beschäftigung mit erneutem Eifer fort.

Ich kann nicht beschreiben, was in diesem Moment in mir vorging. Ich lachte und schluchzte in einem Athem, ich hatte das Thier, das ich doch früher so tausendfach verwünscht hatte, küssen mögen. „Nur zu, nur zu, Jacques!“ ermunterte ich, als hätte er das hören können, und zitterte vor Aufregung und Angst, es könne gerade jetzt Jemand in das Zimmer treten und den Papagei an der Vollerndung seines Zerstückungswerkes hindern. Doch Niemand kam. Neben an begann man, sich zu verabschieden, was nach Mädchenart sich bedeutend in die Länge zog, so daß die beiden Herren die Ersten waren, welche aus dem Hause traten. Mit Hut und Handschuhen angethan, wartete ich, bis endlich die letzte der jungen Damen auf der Straße war, dann eilte ich hinüber. Die Entréethür stand offen, und ich hütete mich wol, diese Günst des Zufalls durch das Herbeirufen eines anmeldenden dienstbaren Geistes zu annulliren, trat vielmehr geräuschlos in Mimi's Zimmer und drückte die Thür hinter mir zu.

Einen Augenblick stand ich bewegungslos, denn mitten in der Stube unter den tausend kleinen Leberresten von Dr. Rakhy's Brief kniete Mimi auf dem Fußboden, hielt Jacques auf der Knieen, und weinte, ihn küßend und freischend, leise aber bitterlich. — Jacques begleitete diesen Gefühlsausbruch seiner Herrin mit sympathisirendem Glucksen.

„Maria!“ sagte ich bewegt. Sie sah erschrocken, fast ungläubig auf, richtete sich schnell in die Höhe, und indem sie ihre verweinten Augen hinter dem grünen Gefieder ihres Liebblings zu verbergen bemüht war, sprach sie mit unsicherer Stimme: „Sie, Franz? Es ist sehr großmüthig von Ihnen, sich zu erinnern, daß ich noch auf der Welt bin!“

„D, Sie haben dafür gesorgt, daß ich das nicht vergesse,“ rief ich nun schmerzlich, „und wenn ich bedenke, daß ich die Dual und Pein dieser letzten Monate dadurch gekrönt sehen muß, daß ich Sie um des zerriffenen Liebesbriefes eines glücklicheren Rivalen willen in solch bitteren Thränen finde, so wollte ich lieber —“

„Aber Franz, von wem reden Sie denn da?“ unterbrach mich Mimi mit großen Augen.

„Von Dr. Rakhy,“ — und kaum wollte der verhasste Name über meine Lippen.

„Dem Onkel? Mein Himmel, wissen Sie denn nicht, daß er längst —“

„Mit Ihnen verlobt ist?“ schrie ich auf. „Nein, aber mit einer Australierin verheirathet,“ antwortete Mimi unter Thränen lachend.

Ich war erstarrt.

„Aber der Brief, der Brief!“ drängte ich, noch nicht überzeugt.

Er enthielt ein englisches Volkslied, das die Matrosen auf Onkels letztem Schiffe oft sangen. Ich könnte es Ihnen jetzt vordeklayiren, wenn Jacques nicht die Güte gehabt hätte, es in Atome zu zerpfücken.“

Ich schwieg und fühlte, wie mein Herz allmählich mächtig zu schlagen anfing, so daß ich sein Klopfen bis an den Hals hinauf spürte.

„Mimi,“ begann ich endlich wieder zaghaft, „wollen Sie mir nicht sagen, weshalb Sie vorher weinten?“ „Nein,“ erwiderte sie erröthend, aber nicht unfreundlich und beschäftigte sich mit Jacques, indem sie ihn auf die Stange setzte.

„Mimi, ich habe heut auch schon geweint — Thretwegen,“ sagte ich ernst.

Da hob sie die lieben ehrlichen Augen, sah mich halb schüchtern, halb neckisch an und sprach einfach: „Und ich Thretwegen, Franz.“

Ich schweige über die nächsten Minuten. Als ich wieder zu mir gekommen, empfand ich den leicht erklärlichen Wunsch, auch einmal meinerseits ein Gespräch mit Jacques zu halten. Ich trat vor seine Stange und redete, wie es mir ums Herz war. Er sah mich während meines Vortrags mit seinen klugen Vogelaugen erboft an und als ich fertig war, öffnete er langsam seinen großen Schnabel, piff: „Du bist verrückt, mein Kind!“ und drehte mir verachtungsvoll den Rücken.



Pariser Brief. (Im Februar.) Der letzte Sonnabend vor dem Schluß der Faschingszeit ist gewöhnlich ein sehr heißer Tag für Standesbeamte und Pfarrer. Es wird an diesem einzigen Tage mehr geheiratet, als an vier oder fünf gewöhnlichen Sonntagen zusammen, weil während der ganzen Zeit bis Ostern das Copuliren stattfindet. Da sämmtliche Gesellschaftsrichtungen ihr Contingent zu diesen Ehegeschickungen liefern, gibt es nichts Interessanteres, als eine Wanderung durch die Mairien und die Kirchen der verschiedenen Quartiere der Metropole. Ueberall sind die Treppen mit Teppichen belegt, und draußen vor den Pforten schlängeln sich die Equipagen, Miethskarossen und bescheidene Fiaker. Die „vornehmsten“ Copulirungen finden jetzt unbestritten in der Madeleinekirche statt. Wer Paris gesehen, dem bleibt wol ewig im Gedächtniß der herrliche Anblick, den man von den hohen steinernen Stufen dieses in griechischem Stile erbauten Tempels aus genießt, und wie entzückt das Auge von hier über den breiten Platz schweift — in der Einfriedung der Stahlgitter des Tuileriengartens und der steinernen Barrieren der elysäischen Felser könnte sich ein ganzes Volk tummeln — und hinüberblickt über die angeschwollene Seine nach dem ebenfalls griechisch gebauten Parlamentsempel, dem Palais Bourbon. Wenn ein junges schmuckes Brautpaar diese breiten Treppen emporkommt, zwischen dem Spalier der direct und indirect grüßenden Anverwandten, geladenen Gäste und Neugierigen, so muß ihm ganz wunderbar gehoben zu Muthe sein, besonders wenn der Braut jener Funken künstlerischen Geistes innewohnt, den man ja bei den Pariserinnen selten vermißt. Da muß sich der Gang nach dem Altar wie ein kleiner Triumphzug ausnehmen, und man möchte fast bedauern, daß nicht zur Vervollständigung desselben die Orgelklänge aus dem Innern des Gotteshauses zur Begleitung ins Freie bringen. Statt dessen ist die Begleitung eine anders geartete. Fastrecht ist das Publicum an den Heiraths-Sonnabenden in den Pariser Kirchen, aber nirgends so dicht und gleichzeitig so zubringlich, wie in der Madeleinekirche. Unter dem Vorwande, sich „Inspirationen“ zu holen und sich die berühmten Modelle anzusehen, halten da Ladenmamsellchen, Magazin-Directricen, ja einfache Probirfräulein Maulaffen feil und müßern vom Scheitel bis zur Zehe die Braut, die Ehrenfräulein und die Geladenen, um durch sie die Lösung irgend eines von einer launischen Klientin aufgegebenen Costümräthsels zu erzielen oder überhaupt Anregung zu finden. Mander Bräutigam ist durchaus nicht damit einverstanden, seine Angetraute in dieser neuen Art Spießruthen-Lausen zu lassen, und es wurde dieserhalb an diesem Faschings-Samstage in jener Madeleinekirche eine Mode eingeführt, der es nicht an Pikanterie fehlt und die ein wenig aus dem Banalen hervortritt.

Nachdem die Ceremonie beendet, sollen, dem Programm entsprechend, die freien fürs Leben Ver- und Gebundenen wieder den Rückweg über die mit Teppichen belegte Treppe antreten; draußen auf dem freien Platz harren die Kuttschen — und um diese gruppirt sich das neugierige Nabelvolk. Unbemerkter aber bleibt ein kleines, hübsch bespanntes Coupé vor einer Seitenthüre der Madeleine. Die Pferde tragen schmutzige Kotarben von blauer Farbe, ein alter, correct livrirter Diener öffnet den Schlag, auf welchem die Wappen der Familien beider Gatten gemalt sind; der ebenso tadellos livrirte Kuttscher zieht so lange als möglich die Zügel stramm an und die Vermählten hüpfen in die mit weichem weißen oder gelben Stoff ausgegeschlagene Kuttsche. Und nun tragt man von dannen, während die Gäste und die Neugierigen überall nach dem verschollenen Bräutigam und der verschollenen Braut auslugen. Diese rasche, beinahe geheime Abreise, diese lose Post, die einer mehr oder weniger berechtigten Neugierde gespielt wird, dies lustige Peitschenknallen erinnert in unserer dünnen prosaischen Zeit fast an die Entführungen der Postchaisen-Periode. In der That, der Contrast ist ein greller, und es lohnte sich, daß man dabei stehen bleibe. Das Paris des letzten Quartals des neunzehnten Jahrhunderts adoptirt die Sitten der Rococozeit.

Sanct Noche beim Palais Royal und Sanct Philippe, in der nächsten Nähe der elysäischen Felser, sind ebenfalls vornehme Kirchen und eine Heirath vor deren Altären gehört zum pschutt! Sie fragen vielleicht nach der Bedeutung dieses Ausdrucks. Richten Sie die Augen gen Himmel, um Entzücken zu verrathen, werfen Sie dann mit zwei Fingern der linken Hand einen Kuß in die Lüfte und Sie haben die diesen erläuternde Pantomime. Pschutt! heißt jetzt vierzehn Tagen in Paris alles, was früher als chic gepriesen wurde. Pschutt bedeutet den Ausfluß des feinsten und elegantesten Pariser Lebens. Eine Pariserin z. B., die sich am Anfang des Frühjahrs 1883 mit dem erforderlichen pschutt kleiden, coiffüren und schmücken will, darf ihre Waare von keinen anderen Lieferanten beziehen, als von jenen, die ihr von diesem geheimen Coder namhaft gemacht werden, deren Name und Adresse aber hier nicht genannt sein sollen, um nicht den Verdacht der Reclame hervorzuheben. Eine Dame, die sich des pschutt! rühmen will, darf ein Confectionsgeschäft nur besuchen, wenn ihr Beichtvater für Toilettefälle, d. h. ihr Schneider, ihr einen Dispens gibt. Tritt jedoch die Verjüngung zu sehr an die Dame heran und läßt sie sich, z. B. bei dem Besuch des Bon Marché, verleiten, ihrer Garderobe eines jener Wigogne-Costüme einzuverleiben, welche bei der Ausstellung in diesem gewaltigen Hause Furore madten, so bleibt ihr Anzug immerhin pschutt! wenn er genau der Vorschrift, die man verlangt, entspricht, nämlich: der Taillehoch wolgefällig auf den kurzen Plissirock fällt und die Passementerien einiger aufrichtig zustimmender Complimente werth sind.

Bei dieser Bon Marché-Ausstellung, die jedes Jahr auf das schöne Geschlecht eine magnetartige Anziehungskraft ausübt, sah man zum ersten Male jene Form der „Visite“, die dieses Frühjahr allgemein getragen werden dürfte, besonders von allen, welche auf den Ruf des „pschutt“ Werth legen. Die Erfindung muß dem „Künstler“ offenbar Kopfschmerzen genug verursacht haben, aber wie vortrefflich kleidet sie, wenn sie von einer leicht gebauten Pariserin von schlankem Wuchs und Wespentaille getragen wird. Von dunkelblauem Zeuge, von der sogenannten Matelotfarbe, ist die Visite nach oben im Genre einer Bluse gearbeitet. Den Rücken und die Brust garniren feingefaltete Plissés; die Gürtellinie markirt eine sehr discrete, kaum zwei Finger breite Corbelle von Seide in flammender Farbe, daran eine breite, ebenso grellfarbige Schärpe, die von der linken Hüfte bis an die Befäße der Robe reicht. Der untere Theil des

Toilettenstückes ist praktisch und sinnreich auseinander gespreizt und läßt die Robe in der ganzen Pracht der Broderie bewundern; durch das Futter von flammrother Seide erhalten diese „Visites“ einen eigenthümlichen timbre. Dieser dürfte aber noch um ein Erkelliches erhöht werden, wenn eine neue, eigens für diese Futtergarnituren erfundene Farbe in Umlauf kommen wird. Um nun ganz „pschutt“ zu sein, muß die Besucherin einer vornehmen Heirathsmesse in der Hand einen schwarzen Sonnenschirm mit grellem Futter tragen, dessen Griff durch eine ziemlich große Bronze-Statuette, beliebigen Genres, verziert ist, und ihren Haarruch durch einen Chapeau bébé in der Form und Farbe eines zerqueijchten Korbes verdecken. Diese Chapeaux bébé, der Widerpart und Ersatz für die riesigen Hüte, welche die Damen vor ganz kurzer Zeit aufstülpten, sind in ihrer gegenwärtigen Fassung das Ergebnis des Nachdenkens und Ueberlegens der Hoflieferantin der Königin von Spanien, in deren Salons der rus de l'Opéra man beinahe sicher ist, zwischen sechs und zehn Uhr Abends noble, recht tofette und geprüchliche Damen zu finden. Der Ruf der Journiseuse der Königin-Mutter ist derart auch in Madrid begründet, daß die Dame schnell abjirt wurde, sich reisefertig zu machen, um der Hochzeit der Infantin beizuwohnen. Die spanischen Damen, die ja auch für pschutt sind, wollen von der Pariserin nicht nur bebient werden, sondern sie muß ihnen sogar die von ihr gelieferte Waare anpassen. So schickte Anfangs dieses Jahrhunderts der erste Consul eine gute Ladung Puzgeschenke an die damalige Königin von Spanien und gab den hübschen Roben und Nippachen eine würdige Begleiterin mit, die Bürgerin Ninette, um welche sich die Damen des spanischen Hofes förmlich rissen.

Und noch etwas gehört zum pschutt! „Honni soit qui mal y pense!“ aber es ist einmal nicht zu verleugnen. Noch nie hat die Tournüre (lassen wir diesen Ausdruck gelten), auf welcher die Toilette der Pariser Damen aufgebaut wird, eine Basis erreicht, wie eben jetzt. Nie wurde dieser Bestandtheil der Ausstattung so verberlicht, so gepflegt und, in Prosa wenigstens so gefeiert, wie heute. Die Tournüre bringt die feine Taille zur Geltung und corrigirt die übertriebene Körperentwicklung.

Es ist nicht selten, daß man bei Anlässen wie die oben erwähnten, kleine Mädchen mit in die Kirche nimmt, vielleicht aus dem tief liegenden Grunde, damit sie bei Zeiten lernen, wie sie sich später zu verhalten haben, wenn auch für sie der „schwerste Tag im Leben“, so nennt ihn der Dramaturg Scribe, herangebrochen sein wird; vielleicht auch um mit den kostspieligen und prunkvollen Costümen Staat zu machen, welche die jungen Fräulein mit Würde, Ernst und doch Koketterie zu tragen verstehen. Sammet und surah sind vorherrschend, was aber nie fehlen darf, das sind reichhaltige und zierliche Siderieen von großem Werth und delicator Ausführung und auf dem Kopfe ein Hut à la Henri III., wie eine Toque mit reichem Bänderwerk verziert. Den kleinen Französinen paßt dergleichen, wie eigens für sie erfunden. Und deshalb ist das Ding ja da! Zum Schluß eine Bemerkung. Es will also doch scheinen, daß die „grands bazars“ nicht in den Himmel hinauftragen dürfen und daß die Gründungswuth, welche gern jede Woche neue Bon Marché- oder Printempsgeschäfte etablirt, innehalten muß. Die unerbittliche Art der Demolition hat ein großes, reich assortirtes Magazin an der Ecke der Rue Montmartre und 500 Schritt vom Boulevard dem Erdboden gleich gemacht. „A la ville de Paris“ nannte sich das Entrepot, wo jahraus jahrein viele Millionen umgesetzt wurden; es hatte sich zuerst in der Rue Richelieu etablirt, war aber ermittirt worden, da an der Stelle, die es inne hatte, ein Ball-local errichtet wurde, das übrigens bald darauf einem Club weichen mußte. Jetzt ist die „Ville de Paris“, und zwar von der Stadt Paris selbst, expropriirt worden. Man versichert, daß diese beiden Expropriationen das schlechteste Geschäft der kolossalen Firma nicht waren.



Suleika. Von Gabriel Mar. Der Maler, welcher von seinem ersten Auftreten an das Seelenleid und den tragischen Untergang zarter, widerstandloser weiblicher Naturen zum Lieblingsgegenstande seiner Kunst gewählt hatte, Gabriel Mar in München, hat hier einmal ausnahmsweise einem von der Dichtung geschaffenen Frauencharakter Gestalt gegeben, der als der Typus der glücklich und beglückend Liebenden und Geliebten gilt. Der Name Suleika ruft uns wenigstens unmittelbar die Vorstellung jenes holden Wesens voll zärtlicher Leidenschaft und voll hoher poetischer Begabung wach, welches des größten deutschen Dichters Herz noch in seinen Greisenjahren bezwang, mit neuem Jugendfeuer durchglühte, ihn zu den herrlichsten Liebesgängen begeisterte und diese mit gleich seelenvollen und kunstreichen Liedern zu erwiedern verstand. Wir wissen, daß Goethe mit diesem Namen „Suleika“ seine reizende Freundin Frau Marianne von Willemer benannte. Seit wir aus dem durch Creizenach herausgegebenen Briefwechsel Goethe's mit jener das intimste Wesen dieser auserlesenen Frauennatur kennen gelernt haben, ist auch jeder früher wol gehegte Zweifel daran geschwunden, daß sie die Dichterin jener „Suleika“ überjhrriehenden hinreißenden Lieber der sehnenenden Liebe sei, welche unter denen des ihr gewidmeten Buches des „West-östlichen Divan“ immer als die schönste, tiefstempfundene und meisterlichste des Dichters selbst bewundert worden sind. Daß sich das Bild, welches Mar von dieser poetischen und zugleich so ganz individuellen lebensvollen Frauengestalt entwirft, völlig mit dem bedekte, welches wir uns nach den an sie gerichteten und den von ihr gedichteten Liedern geformt haben, möchte ich nicht behaupten. Der Maler hat auch schwerlich etwas anderes beabsichtigt, als unter diesem populären Namen ein junges Wesen von orientalischem, tief brünettem Schönheitstypus hinzustellen, in welchem die liebende Sehnsucht die Gabe des Gesanges erweckte. Auf der Brüstung eines Altars, hoch über dem weiten, blauen, süßlichen Meer, sitzt sie, traumverloren, an eine Säule gelehnt. Die großen Augen geschlossen, todt gegen die sie umgebende Welt, der leuchtenden Pracht des Meeres und des Himmels den Rücken kehrend, ist ihre Seele völlig in den Gedanken an den fernem Heißgeliebten versunken. Diese schwebenden Gedanken und Träume aber verdrängen sich zu Liebesworten und Tönen. Die schlanken Finger suchen und finden die Weisen, welche die Seele durchklingen, auf den Saiten der kleinen Harfe, die in

ihrem linken Arm ruht. Und den West, welchen sie um seine feuch-ten Schwingen ach so sehr beneidet, steht sie im geheimsten Herzen an, daß er diese Klänge hinübertrage zu dem Entfernten, damit sie ihm sagen, was sie, wie sie gesungen, „in der Trennung lebe.“
L. P.

Zur Silberhochzeit des deutschen Kronprinzlichen Paares. Von den Festgaben, die dem Kronprinzlichen Ehepaar gelegentlich der Silberhochzeit aus liebender Verehrung überreicht worden, haben wir heute namentlich zweier zu erwähnen, die durch sinnigen Entwurf, wie durch musterhafte Ausführung ein weiteres Interesse beanspruchen dürfen: die erste ein Theegebed von dem Leinen-Gebild-Fabrikanten und königlichen Hoflieferanten F. W. Grünfeld in Landeshut i. Schl., die zweite eine von den weiblichen Zöglingen der unter dem Protectorat der Kronprinzlichen Herrschaften stehenden Auerbachschen Waisen-Erziehungs-Anstalten gefertigte Tischdecke.

Herr Grünfeld, unablässig bemüht, so viel an ihm ist, in den aus seinen Webereien hervorgehenden Fabrikaten würdige Proben der Leistungsfähigkeit deutschen Kunstgewerbes zu liefern, hatte sich im Sommer 1882 an das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin gewandt, um durch dessen Beihilfe die Herstellung eines der Bedeutung des Tages angemessenen Werkes zu ermöglichen. Das Institut war auf die Wünsche des Herrn Grünfeld bereitwillig eingegangen und hatte in der Compositionsklasse für Flachornament durch den Architekten Herrn Kuhn eine Zeichnung anfertigen lassen, die durch stilvolle Schönheit ebenso wie durch sinnige Bezüglichkeit auf das Fest allen Ansprüchen Genüge thun dürfte. Nach dieser ist dann das Gewebe gefertigt. Das Theegebed besteht aus einem Tafeltuch, von 200 Cent. Breite und 340 Cent. Länge und aus zwölf Servietten mit Franzen, die jede 40 Cent. im Quadrat betragen. Das sehr reiche Rand-Ornament setzt sich aus englischen und deutschen Blumen und Blättern zusammen: Distel, Klee und Rose fügen sich harmonisch zu Kornblumen und Eichenzweig. Das von gleichem Blumen-Ornament reizvoll umgebene Mittelstück zeigt das von Lorbeer- und Eichenzweigen durchzogene Alliance-Wappen der höchsten Herrschaften, unter dem ein verschlungener Namenszug „Fr. W. und V.“ nach Art einer Agraffe zwei flatternde Bänder mit dem Datum der grünen und der silbernen Hochzeit zusammenhält. In dem bewundernswürth ausgeführten Gewebe ist die Kette Leinen, der Schuß Seide.

Das schöne Werk, ein vorzügliches Product schlesischer Webekunst und selbige in wahrhaft glänzender Weise repräsentirend, wurde dem Kronprinzlichen Ehepaar in einem von Gollin hergestellten, mit blauem Sammet überzogenen Stui überreicht, das mit silbernen, in Hautrelief getriebenen Bechtlagen und dem gleichfalls in Silber getriebenen Alliance-Wappen prangend, für sich schon den Eindruck des künstlerisch Berthvollen hervorrief. Unter den Erzeugnissen vaterländischer Industrie, denen die unausgesetzten Bemühungen des hohen Paares um Hebung des deutschen Kunstgewerbes so sichtbar zu Gute gekommen sind, wird auch Grünfeld's Theegebed einen hervorragenden Platz beanspruchten dürfen.

Die Tischdecke, welche die weiblichen Zöglinge der Auerbachschen Waisen-Erziehungs-Anstalten den hohen Protectoren als Gabe ehrsüchtigen Dankes dargebracht haben, ist aus weikem Holbein-Leinen gefertigt und besteht aus neun einzelnen Theilen, die an den zutreffenden Seiten durch Luftmaschenbogen von blauem Garn begrenzt und mit einer feinen blauen Garnschnur zusammengeschürt sind. Auf dem mittleren Theil der Decke ist das englisch-preussische Alliance-Wappen mit blauem Garn in Kreuzstich und Holbein-Technik ausgeführt. Eine ebenso hergestellte schmale Bordüre umgibt den Außenrand des Mittelstückes. Die übrigen Theile der Decke sind mit einem Durchbruchmuster, sowie mit Bordüren ausgestattet, welche die Verfertigerinnen in Holbein-Technik mit blauem Garn in Kreuzstich musterhaft hergestellt haben. In der Mitte der vier länglichen Theile der Decke befindet sich je ein Schild mit dem Datum der grünen wie der silbernen Hochzeit, dazu die beiden sinnigen Sprüche:

„Die Lieb' ist groß, die Gab' nur klein!
Gott weiß, daß wir's von Herzen mein!“

und

„Gott Dein Leiter — Glück Dein Begleiter!“

alles in Kreuzstich hergestellt. Am Außenrande der Decke steht sich eine breite weiße Spitze hin, deren Dessinfiguren mit blauem Garn benäht sind.

Der höchst geschmackvolle Entwurf zu der ganzen Arbeit stammt aus dem Tapissier-Geschäft von D. Krappe in Berlin, Leipzigerstraße 129, und stellt der kunstgewerblichen Tendenz der Firma ein rühmliches Zeugniß aus.

Umzug.

Ausgezogen sind die Alten,
Liegen leer zurück das Haus;
Drin nur noch die Jungen schalten,
Ziehen als die Letzten aus.

Brachten noch viel Gut zusammen:
Spielzeug-Reste, lieb und werth,
Ketteten sie aus den Flammen,
Die schon manchen Grust verzehrt.

Pferdchen, Schäfchen, Rab und Wagen,
Vogelsprenkel, Baumgeschirr,
Emfig sie zusammentragen,
Häufen's auf — ein bunt Gewirr.

Setzen Hänschen mit darunter,
Pflanzen led ein Fähnlein auf,
Spannen sich vorn Wagen munter
Und bann fort in vollem Lauf!

O wie stolz klingt die Trompete:
Lebewol, Du altes Nest!
Rätchen, Hänschen, Paul und Gretche
Wünschen Dir das Allerbest!

Trararah! Nun laßt uns ziehen —
Spizhen, seht, ist längst voraus,
Vorwärts, daß die Funken sprühen,
Bis wir sind im neuen Haus!





Endlich, m'ami, soll Ihre Wissbegierde befriedigt werden! In den reich ausgestatteten Lagern unserer bedeutenden Firmen sind die neuen Frühjahrsstoffe geordnet, gesichtet und geschichtet, überall in den einzelnen Rayons wird das Auge durch die Affiche „Nouveauté, haute nouveauté“ gefesselt.

Der größte Bedarf herrscht in Wollestoffen, und es sei gleich bemerkt, daß die Vorliebe für die carrirten Stoffe sich unvermindert erhalten hat, ja sogar in diesem Frühjahr für das Genre écossais sich noch erhöhen wird.

Auch das Bombendessin hat überwintert und taucht in Varianten auf. Zunächst tritt es als runde glatte Scheibe, wenig sich abhebend von dem uni-fond und „boule à la“ benannt; dann finden sich Bomben in absteckender Farbe eingewebt, und endlich solche, die in einer dritten Farbe gemustert sind.

Eingegangene Novitäten vom Büchermarkt.

(Die Red. behält sich vor, der Bedeutbarkeit einzelner Werke entsprechend, auf dieselben ausführlicher zurückzukommen.)

Meine Frau und ich. Erzählung von Heinrich Scharling, übersetzt von E. Duncker. 3. Auflage. (Norden, F. Fischer Nachf. 1883.) Eine höchst anmutige Fortsetzung des von uns seiner Zeit warm empfohlenen Buchleins: Zur Neujahrszeit im Pfarrhaus zu Røddeboe.

Der Egoist. Roman von E. Werner. (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) Die zierliche Buchausgabe jener vortrefflichen Erzählung, die in der Zeitschrift „Der Fels zum Meer“ der Leser lebhaftes Interesse erregt und gerechtfertigt hat.

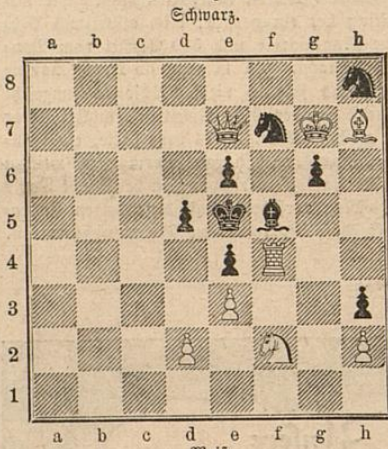
Die Familie Gartenberg. Roman aus dem Wiener Leben von Emil Marriot. (Berlin, F. und P. Lehmann.) Ergreifende, vielfach vortreffliche Schilderung eines zerrütteten modernen Familienlebens mit allen seinen greulichen Konsequenzen.

Deutschlands Dichtersinnen und Schriftstellerinnen. Von Heinrich Groß. 2. Ausgabe. (Wien, C. Gerold's Sohn.) Eine interessante Zusammenstellung aller nennenswerthen Damen von der Feder, mit Angabe ihrer Lebensumstände und bedeutendsten Leistungen.

Schach.

Aufgabe Nr. 100.

Von G. Fume.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 98 Seite 61.

Weiß. 1. d 2 - d 3. Schwarz. 1. K f 4 n. e 3, - e 5 - g 3 oder S h 1 - g 3.

Schach- und Spiel-Correspondenz.

W. L. in Eberswalde. Nr. 95, 96 und D. A. Nr. 13 richtig. Die betreffende Festsetzung sämtlicher Steine im Damenspiel ist schon möglich, wenn beide Gegner eine solche Stellung herbeizuführen beabsichtigen.

in Fume. Dankend abgelehnt. - Richtige Lösungen erhalten von Fräulein Schultheis in Eszgebin, Clementine Galecki in Tarnow, Herrn C. E. R. in Flensburg, F. Paulsen in Tellingstedt, K. Diehl in Regensburg, Schachclub in Wolfsbüttele (Nr. 96); Fräulein R. und G. Kuski in Sotniki und Celestine Rosenberger (Fig. R.); Fräulein Antoinette in Wien (U. A. Nr. 8) Schw. in Slatina (Nr. 95); J. Matoušek in Neuhaus (Nr. 97 und U. A. Nr. 8); A. R. in Leobsdorf (Char. in Nr. 2).

Literatur. „Kleines Lehrbuch des Schachspiels“ von Jean Dufresne. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Neclan. Preis 1 M. Diese schon erschienene neue Auflage, welche der ersten nach Verlauf von zwei Jahren folgt, enthält zahlreiche Verbesserungen und Zusätze, neue lehrreiche Partien aus den letzten Schachturnieren in Berlin und Wien, sowie ein ausführliches Register für Namen und bemerkenswerthe Einzelheiten.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 13.

Man fragte einen Professor der Philosophie nach der Zahl der Personen, die seine Vorlesungen besuchen.

Er erwiderte: „Die Hälfte meiner Hörerschaft bilden Studenten, die sich nur mit der Philosophie beschäftigen, den vierten Theil Studenten der Mathematik, den fünften Theil Studenten der Medicin. Meinem Auditorium gehören jedoch auch fünf Damen an. Wieviel Personen besuchten seine Vorlesungen?“

Quadrat-Räthsel.

Table with 4 rows and 4 columns of letters: E E E E, A A O O, L L L L, L R G G

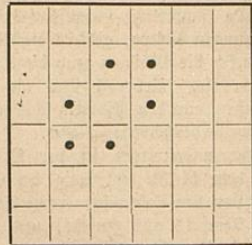
Die Buchstaben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß die erste wagerechte Reihe gleich der ersten senkrechten lautet, ebenso die zweite wagerechte gleich der zweiten senkrechten etc.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 11 Seite 80.

Das Sonett lautet: Durch Berg und Thal, durch Hain und Wiesengrün Entrieffelt leicht die nimmermüde Quelle; Bald siehst du tief des Himmels blaue Felle Und Wolken bald durch ihren Spiegel ziehn.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 12 Seite 80.

Die besetzten Felder müssen stets so liegen, wie hier angegeben. Man kann sie jedoch nach oben und unten, ebenso nach rechts und links verlegen. Die Aufgabe hat daher, unter Beibehaltung derselben Lage für die besetzten Felder, mehrere Lösungen.



Auflösung des Quadrat-Räthsel Seite 80.

I L L O, L E E R, L E D A, O R A N

Auflösung des Rebus Seite 80.

Stadtreisender (statt - reisen der).

Correspondenz.

Toilette, Mode, Handarbeit. Frau Dr. B. in Tr. L. Ein Rath ist schwer, da wir die Form Ihrer Stühle nicht kennen. Man bekleidet Stühle meistens mit Möbelstoff, welchem gestricte Streifen eingeseht sind; es wird daher irgend eine der im Bazar 1882 erschienenen Bordüren in Kreuzlich-Stiderei für Ihre Zwecke geeignet sein.

Bur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Die Postabonnenten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang aufgegeben werden, die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrückliches Verlangen und gegen Entrichtung des sogenannten Strafgroschens (10 Pfennige) nachliefert.

Bur Frühjahrs-Gaison.

Wir empfehlen allen Fußgeschäften und Modistinnen die

Illustrierte Coiffüre

(Sep.-Ausgabe der Damen-Zeitung „Bazar“)

Modejournal für Damenputz.

Preis vierteljährlich 3 M.



- Inhalt: Colorirte Hutbilder (à 6-7 Modelle), Colorirte Kostümbilder (à 2-3 Figuren), Colorirte Hutföpfe (3/4 Lebensgröße), Tableau's mit Hauben, Lingerie's etc.

Abonnements für 1883

II. Quartal werden schon jetzt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten angenommen.

Probe-Nummern gratis und franco versendet direct die Verlags-Handlung, Berlin SW., 4. Entseplatz.